Kapitel 4

Fortschreitende Modernisierung

Peter Schallberger

Vorerst ganz grob typisiert, lassen sich zwei alltagsweltliche Diagnosen der wirtschaftlichen Umwälzungen der 1990er Jahre ausmachen: In der einen folgen diese einer ‚Logik des Verfalls', in der anderen einer ‚Logik der Erneuerung'. Der Shareholder-Kapitalismus zerstöre Tausende von Arbeitsplätzen, lasse die Schere zwischen arm und reich immer größer werden, bedrohe den Sozialstaat und die Institutionen demokratischer Mitbestimmung, bewirke eine Verhärtung und Vergiftung des sozialen Klimas und leiste einem hemmungslosen Individualismus Vorschub – heißt es etwa in der ersten der beiden Perspektiven. Ganz anders stellt sich die Sache im Erneuerungs-Paradigma dar: Die sich vollziehenden Umwälzungen zielten auf Strukturanpassung und seien darauf ausgerichtet, den Wirtschaftsstandort Schweiz auch in einem globalisierten Umfeld fit und konkurrenzfähig zu halten. Wenn unzeitgemäß gewordene Arbeitsplätze abgebaut würden und heruntergewirtschaftete Firmen vom Markt verschwänden, könne dies für die Schweiz langfristig nur gut sein. Im Zeitalter der Globalisierung säßen alle im gleichen Boot. Von einem Interessengegensatz zwischen Arbeit und Kapital könne innerhalb der Schweiz nicht mehr gesprochen werden. Ein Argument kehrt in den Interviews mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit wieder: Man habe in der Vergangenheit vielleicht tatsächlich auf etwas zu großem Fuße gelebt, habe wichtige Trends und Entwicklungen verschlafen, sei in der lang anhaltenden Phase der wirtschaftlichen Prosperität lethargisch geworden und habe sich vom bereits erwirtschafteten Wohlstand blenden lassen. Folglich fordern nicht wenige Disziplin und Verzicht: Zumindest für die nähere Zukunft gelte es, den Gürtel wieder etwas enger zu schnallen.

Bei einer ersten Gruppe von Befragten, mit deren Zukunftsvorstellungen wir uns in diesem Kapitel befassen wollen, gründen indes selbst derartige Negativforderungen auf einer habituellen Grundhaltung, deren Kern ein unerschütterlicher Zukunftsoptimismus zu sein scheint. Dieser Optimismus sitzt derart tief, dass ihnen jede Krise als eine bloß vorübergehende erscheint. Allen gesellschaftlichen Entwicklungen, wie stockend und diskontinuierlich ihr Verlauf auch sein mag, liegt in ihrer Sicht letztlich eine Dynamik des Fortschritts zugrunde. Die konkrete Ausformung dieses Glaubens an Modernisierung und Fortschritt kann

freilich sehr unterschiedlichen sein – je nach dem, aus welchen geistigen Quellen er sich nährt.

In den folgenden Abschnitten werden – jeweils ausgehend von einem Fallporträt – drei Hauptvarianten dieses alltagsweltlichen Fortschrittsdenkens ausführlich zur Darstellung gebracht. Die divergierende Ausrichtung der mit ihnen verbundenen Diagnosen erklärt sich daraus, dass sie drei zueinander in Konkurrenz stehenden Traditionen der politischen Weltanschauung entstammen. Es sind dies Traditionen, die für die Entwicklung der modernen Schweiz von besonderer Bedeutung waren und die offenbar ihre prägende Wirkung auf das Bewusstsein sehr vieler Schweizer und Schweizerinnen nicht eingebüßt haben. Es ist dies erstens die Tradition eines politischen Liberalismus, der die Antriebskräfte des Fortschritts insbesondere in der Partizipation aller an den Entscheidungsprozessen in Wirtschaft und Politik erblickt; zweitens die Tradition eines technizistischen Fortschrittsdenkens, dem in seiner Ausrichtung auf die Bewältigung der Menschheitsprobleme nach wie vor ein aufklärerisches Sendungsbewusstsein zugrunde liegt; und es ist dies drittens die Tradition eines politischen Konservatismus, in dessen Perspektive Fortschritt in erster Linie bedeutet, die Verhältnisse so zu gestalten, dass das Tradierte wachsen und sich bestmöglich entfalten kann.

4.1 Die liberal-aufklärerische Variante: Edgar Leutwyler

Edgar Leutwyler, geboren 1942 in einem Dorf in Stadtnähe, gewerbliches Herkunftsmilieu, Primarlehrer, Studium der Volkswirtschaftslehre, Ausbildungsleiter und später Personalchef bei einer Schweizer Großbank, verheiratet, zwei Kinder.

Als einziger Sohn einer Familie, die ein kleines Transportunternehmen führte, war Edgar Leutwyler schon als Kind mit der Erwartung konfrontiert, dass er den Familienbetrieb später einmal weiterführen würde. Transporteur sei sein „erster Beruf" gewesen. Gegen Ende der sechziger Jahre entwickelte sich das Transportgeschäft indes in eine Richtung, die dem Kleinbetrieb keine Überlebenschance mehr bot. Damals sei, resümiert Leutwyler heute, seine „Aufgabe im Familienbetrieb langsam zu Ende gegangen".[303]

Ende der 50er Jahre trat Leutwyler ins Lehrerseminar ein. Diese Berufswahl bedeutete nur vordergründig einen Bruch mit dem elterlichen Gewerbe. Das Sprungbrett des Lehrerberufs hätte ihm jederzeit die Chance geboten, über eine weiterführende Ausbildung in den elterlichen Betrieb zurückzukehren. Obwohl es dann faktisch nicht dazu kam,

[303] Interview mit Edgar Leutwyler im Oktober 1997: Peter Schallberger und Caroline Bühler.

scheint die Sozialisation zum ‚Erben' bei Leutwyler ein Leben lang nachgewirkt zu haben: Wie wenn er sich dauerhaft für den elterlichen Betrieb abrufbereit hielte, vermeidet es Leutwyler über den gesamten Verlauf seiner Biographie hinweg, sich eindimensional auf ein bestimmtes berufliches Ziel oder auf eine vorgespurte Laufbahn festzulegen. Er strebt nach biographischer Offenheit. Noch als knapp 60-jähriger, mittlerweile Senior-Manager einer Schweizer Großbank, sagt er: „Es gäbe keine Diskussion, ich würde das heute sofort noch machen, wenn es diese Möglichkeit noch gäbe".

Nachdem er für kurze Zeit als Volksschullehrer gearbeitet hat, nimmt Leutwyler Ende der sechziger Jahre ein Studium der Wirtschaftswissenschaften in Angriff. Nach dem Abschluss findet er seine erste Anstellung als Dozent in der Weiterbildungsabteilung einer Großbank, nachdem er in einer ähnlichen Funktion bereits während des Studiums für eine andere Großbank tätig gewesen ist. Der Wunsch, das Image des Lehrers loszuwerden und ins „eigentliche Bankgeschäft" vorzudringen, bleibt vorerst unerfüllt. Es hängt vermutlich mit der Geburt seines ersten Sohnes Andreas (1971) zusammen, dass Leutwyler nach nur einem Jahr „Heimweh nach den großen Freiheiten des Lehrerberufs" bekommt. Er verlässt die Bank und wird Dozent an einer Berufsschule. Zwei Jahre später kehrt Leutwyler in die Bank zurück, für die er während des Studiums gearbeitet hat. Doch auch hier wird ihm vorerst nur eine Stelle in der Personalschulung angeboten. Dank eines rasanten Aufstiegs zum Leiter der Ausbildungsabteilung und den Führungsqualitäten, die er in dieser Position unter Beweis stellt, bieten sich ihm nach rund sieben Jahren diverse Möglichkeiten einer beruflichen Neuorientierung. Die Kontingenz in seiner Biographie erscheint als wiederhergestellt. Dass Leutwyler bei seiner alten Firma bleibt, erklärt er heute damit, dass ihm das dortige „Personenumfeld" extrem zugesagt habe. Während der 80er Jahre wird Leutwyler in rascher Folge mit den verschiedensten Projekt- und Stabstätigkeiten betraut. In leitender Stellung steht er mitten im „eigentlichen Bankgeschäft" und legt dabei – wenn auch unternehmensintern – immense Mobilitätsstrecken zurück. Anfang der 90er Jahre kehrt Leutwyler in die Personalabteilung zurück und übernimmt die Funktion eines Personalchefs. Zu Leutwylers Aufgabengebiet gehört nebst der Personalrekrutierung die Planung und Durchführung personeller Reorganisationsmaßnahmen. Seit Mitte der 90er Jahre sind in der Bank tiefgreifende Restrukturierungen im Gange, die Leutwyler in verantwortlicher Stellung mitträgt.[304]

„Fragen Sie mich nicht, was genau die Ursachen gewesen sind von meinem Tun. Je älter ich werde, desto mehr komme ich eigentlich zum

304 Zu den Restrukturierungen im Bankengewerbe siehe Kapitel 3.2.

Schluss, Laufbahnen sind nicht das Ergebnis von einem Plan, sondern Zufall, Schicksal, – früher hätte man gesagt, der liebe Gott entscheidet das." Wenn es um die Deutung biographischer Verläufe geht, ist Edgar Leutwyler kein Laie. Auf die Aufforderung ganz zu Beginn des Interviews hin, kurz die „wichtigsten Etappen seiner beruflichen *Laufbahn*" zu schildern, wirft er intervenierend ein: „Also *Werdegang* beispielsweise –, jawohl." Durch die Ersetzung von „Laufbahn" durch den Begriff des „Werdegangs" macht Leutwyler deutlich, dass ihn an Biographien nicht so sehr diejenigen Elemente interessieren, die den Verlauf als linear, normiert und karrieremäßig geplant erscheinen lassen. Was ihn interessiert, sind Zäsuren, Brüche und Diskontinuitäten, weil sie auf die Gestaltungs- und Entwicklungsoffenheit von Biographien verweisen. Seine eigene Biographie dient ihm bei seiner Tätigkeit als Personalrekrutierer gleichsam als Modell. Eine breit gefächerte, „humanistische" Bildung erachtet er für unabdingbar, um unter den gegenwärtigen Bedingungen in der Arbeitswelt einen Platz zu finden. Das heutige Wirtschaftsleben biete niemandem mehr die Möglichkeit, ein Leben lang genau das zu tun, wozu er sich früher einmal habe ausbilden lassen. Er selbst habe sich wiederholt für die Rekrutierung sogenannter „Exoten" – „von Geologen bis Theologen" – ins Bankgeschäft stark gemacht. Diese Leute zeichneten sich dadurch aus, dass sie während ihres Studiums nicht nur eine „rationale", sondern auch eine „soziale Intelligenz" entwickelt hätten. Folglich seien sie offener und flexibler im Umgang mit neuen Problemstellungen; seien in der Lage, im Umgang mit Kunden „verschiedene Register zu ziehen" und erwiesen sich insgesamt als die „besseren Gesprächspartner". Anders als die ausgewiesenen Experten neigten sie nämlich weniger dazu, „Leute, die das Privileg einer guten Bildung nicht gehabt haben, vor den Kopf zu stoßen". Für Leutwyler gibt es ganz generell keinen Grund, „wie ein Pfau herumzulaufen, nur weil man ein bisschen länger zur Schule gegangen ist". Für die höhere Bildung sei „häufig der Zufall, – die Umgebung, in der man aufgewachsen ist, verantwortlich", und nicht etwa, wie gewisse Leute meinten, eine genuin höhere Intelligenz.

In seinem Lob des „polyvalent einsetzbaren", humanistisch gebildeten Exoten gibt sich Leutwyler als jemanden zu erkennen, der eine hohe Sensibilität für die soziale Bedingtheit von biographischen Verläufen besitzt. Gleichzeitig wird daran sichtbar, dass auf Leutwyler das Differente und Gestaltungsoffene einen immensen Reiz ausübt.

In seiner Bank seien gegenwärtig „gewaltige organisatorische Umwälzungen" im Gange. Er könne sich nicht erinnern, dass jemals zuvor mit dem Personal so umgesprungen worden sei wie heute. „Es bleibt kein Stein auf dem anderen", „alles wird durcheinander geschüttelt" . In drastischen Worten umreißt Leutwyler Entwicklungen, die früher oder

später auch ihn treffen könnten: „Ja, ich bin auch ein möglicher Kandidat. Im Zuge der Umstrukturierung, so Gott will, komme auch ich zum Zuge." Leutwylers habitueller Konstitution entspräche es allerdings nicht, sich davon persönlich in die Defensive drängen zu lassen. Stattdessen ist er auf Objektivierung aus: Wo liegen die Ursachen für die gegenwärtigen Entwicklungen? In Leutwylers diesbezüglichen Ausführungen sind die folgenden Elemente zentral: das Vertrauen in die Regelungsmechanismen des Marktes, die Vorstellung von Innovation als schöpferischer Zerstörung, die Idee einer generellen Zyklizität gesellschaftlicher Entwicklungen, der Glaube an die Innovations- und Anpassungsfähigkeit des Menschen sowie nicht zuletzt eine starke Betonung auf Pluralismus, Offenheit, Toleranz und Solidarität als unabdingbaren Voraussetzungen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritts.

In Leutwylers Sicht stellen die aktuellen Umstrukturierungen zuerst einmal eine Reaktion auf äußere Zwänge zwar. Er spricht in diesem Zusammenhang von einem „Druck der Ereignisse". Durch die Globalisierung der Märkte und die Technologieentwicklung im Informatikbereich hätten viele Unternehmen eine subkritische Größe erreicht und seien dem internationalen Konkurrenzdruck nicht mehr gewachsen. Sie seien gezwungen, sich zu größeren Einheiten zusammenzuschließen und ihre internen Strukturen effizienter zu gestalten. Leutwyler rekurriert auf das klassische Argument des Sanierers: Der zeitgenössische Unternehmer vernachlässige seine soziale Verantwortung nicht dann, wenn er die für viele Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer schmerzhaften Restrukturierungen konsequent und in aller Härte durchziehe, sondern dann, wenn er dies nicht tue. „Es braucht zwischendurch auch krisenhafte Entwicklungen, um gewisse Disziplinierungseffekte wieder hinzukriegen." In dieser Formulierung klingt ein zweites Motiv an, das für Leutwylers Denken zentral ist. In sehr unterschiedlichen Zusammenhängen rekurriert er auf ein Modell konjunktureller Wellenbewegungen, denen er einen gleichsam naturgesetzlichen Charakter zuschreibt. Wirtschaftliche Entwicklungsverläufe folgten einem ständigen Auf und Ab; den sieben fetten Jahren folgten sieben magere, auf den Aufschwung folge die Krise. Ihre analytische Letztbegründung besitzt diese Konjunkturtheorie in einer Charaktereigenschaft des Menschen. Leutwyler neigt zu Anthropologisierungen: „Der Mensch hat einen ausgeprägten Hang zur Übertreibung" und denkt in der Regel „binär". „Die Gefahr kommt natürlich wieder, dass wir in verschiedenen Lebensbereichen die Grautöne nicht mehr sehen oder nicht mehr wahrhaben wollen." So handelt es sich denn bei den gegenwärtigen Versuchen, durch betriebliche Restrukturierungen die Krise zu überwinden, um eine „Korrektur von Übertreibungen" und „ungesunden Auswüchsen", die man sich in der Vergangenheit hat zu Schulden kommen lassen: Statt „Was können

Sie tun, damit das viele Geld, das wir Ihnen bezahlen, ungefähr dreimal wieder zurückkommt?" habe es in Zeit der Hochkonjunktur bei der Personalrekrutierung geheißen: „Was können wir tun für Ihre Selbstverwirklichung?" Aufgrund ihrer früheren, wenig restriktiven Kreditpolitik trügen die Banken eine nicht geringe Mitschuld daran, dass in vielen Bereichen Überkapazitäten aufgebaut und nicht konkurrenzfähige Betriebe gestützt worden seien. In den Zeiten der Euphorie habe man auch bei den Banken an das ewige Anhalten des Aufwärtstrends geglaubt und Risiken falsch eingeschätzt. „Man hat zu lange einfach geglaubt, man könne uralte, Jahrtausende alte Gesetzmäßigkeiten einfach über Bord werfen und nicht mehr die alten, vorsichtigen Finanzierungsgrundsätze pflegen. Und jetzt bricht das Geschwür natürlich auf – im privatwirtschaftlichen Bereich, aber auch bei den Sozialwerken, beim Staat, eigentlich überall." Darüber hinaus hätten sich zu Zeiten der Hochkonjunktur viele Betriebe in einer „ökologischen Nische" eingenistet, seien „kartellmäßig geschützt und abgeschottet" gewesen. Als ein „überzeugter Marktwirtschafter im positiven Sinne" erachtet Leutwyler es für nichts als richtig, dass „diese Schutzwälle fallen" und diese Betriebe jetzt dem „scharfen Wind der Konkurrenz" ausgesetzt werden.

Aber auch im Ausbildungsbereich und in der Personalschulung seien in der Vergangenheit – eben weil der Mensch entweder zu Über- oder zu Untertreibungen neige – Fehler gemacht worden. Als alles gut lief, habe man die Leute „während Jahren und Jahrzehnten in einem kleinen Eckchen drin einfache Verrichtungen machen lassen". Weil sie aufgrund der günstigen Stellensituation hierzu keine Notwendigkeit sahen, hätten es viele von ihnen versäumt, „wertsteigernde Maßnahmen" durchzuführen und seien so in ein totales Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem jeweiligen Arbeitgeber hineingeraten. „Nicht nur diesen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die es falsch gemacht haben, wird heute die Quittung präsentiert, sondern auch uns, die wir das eigentlich zugelassen haben."

„Auf Dauer wird das nicht Bestand haben", glaubt Leutwyler. Er ist davon überzeugt, dass auf die gegenwärtige Krise in gar nicht so ferner Zukunft eine Phase des Ausgleichs und der Stabilität folgen wird. In Phasen der korrigierenden Umstrukturierung müsse man unter einem derart starken Zeitdruck handeln, dass man gar nicht dazu komme, alle Betroffenen nach ihrer Meinung zu fragen. „Das wird sich in einem positiven Sinne auch wieder wandeln." Leutwyler ist überzeugt, dass kein Management auf Dauer erfolgreich sein kann, wenn es nicht nach dem Grundsatz des *„total involvement"* handelt. Spitzenleistungen ließen sich nur erbringen, wenn es gelinge, alle Beteiligten in die Entscheidungsprozesse einzubinden. Einen historischen Beleg für diesen Sachverhalt erblickt Leutwyler etwa darin, dass sich gerade im Bankensektor – wenigstens der Grundtendenz nach – „kooperative Führungsvorstel-

lungen" gegenüber den alten, hierarchischen und „obrigkeitsorientierten Gepflogenheiten" längst durchgesetzt hätten. Der Grund hierfür sei allerdings nicht, dass die Manager im Laufe der Zeit zu besseren Menschen geworden seien. Sein Optimismus gründe nicht darauf, „dass ich an und für sich eine optimistische Grundhaltung habe, sondern eigentlich auf rein rationalen Überlegungen". Leutwylers Vertrauen in den Marktmechanismus ist ein Vertrauen darauf, dass sich im freien Spiel der Konkurrenz – in welchen Belangen auch immer – langfristig jeweils die für die Menschen besten und vernünftigsten Problemlösungen durchsetzen.

Auch der Schweizer Wirtschaft insgesamt sagt Leutwyler für die Zeit nach der großen „Strukturbereinigung" gute Zukunftschancen voraus. Die Schweiz werde sich – dies vor allem im Hochtechnologiesektor – auch als ein Produktionsstandort behaupten können, also nicht zum reinen Dienstleistungsland werden. „Da haben wir wirklich ein sehr gutes Potenzial von der Bildung und der Ausbildung her." In seine positive Prognose schließt Leutwyler die mit Schwierigkeiten kämpfenden Kleinunternehmen mit ein. Allerdings: „Sie werden ihre Nischen finden müssen."

Einen Ausgleich scheinen die zyklischen Entwicklungen, welche von Leutwyler in sehr unterschiedlichen Kontexten beobachtet werden, regelmäßig nicht bloss in dem Sinne zu finden, dass es zu Nivellierungen kommt und alte Normalitäten wiederhergestellt werden. Auch wenn der Begriff des Fortschritts an keiner Stelle des Interviews explizit vorkommt, spielt Fortschritt als ein strukturierendes Deutungsmuster in Leutwylers Denken eine zentrale Rolle. Die kurzfristigen Wellenbewegungen folgten langfristig einem „Aufwärtstrend". Dass militärische Führungsstrukturen aus den meisten Wirtschaftsbetrieben verschwunden sind, dient Leutwyler hierfür genau so als ein Beleg wie der Zusammenbruch des Ostblocks oder die Tatsache, dass es heute offenere Diskussionskulturen gibt als zum Beispiel noch vor 1968. Leutwyler stellt es als den wesentlichen Vorzug des liberalen Gesellschaftsmodells dar, dass in ihm permanent alternative Ansichten zur Diskussion gestellt werden müssen. Er erblickt darin die wesentliche Voraussetzung für Innovationen, die ihrerseits ein materiales Wachstum von Vernünftigkeit in der Gesellschaft erst ermöglichen.

Schon die Gegenwartsgesellschaft sei ein derart „komplexes System", dass sie nicht mehr von einer zentralen Stelle aus und mittels Anwendung eines vermeintlich universalistischen Rezeptwissens gesteuert werden könne. „Da können sie an so verschiedenen Eckchen etwas schräubeln, sie werden völlig ungeahnte Auswirkungen haben." Innerhalb dieses System müsse man sich als einzelner „anpassend, hintastend", „anpassend schwimmend" verhalten. Man müsse in der Lage

sein, Signale aufzunehmen und gleichzeitig mit unterschiedlichen Lösungsansätzen zu experimentieren: „Man lässt mal etwas heraus und schaut, wie die Umwelt reagiert". Dieses beständige Suchen und Verwerfen, das gemäß Leutwyler ziemlich genau der Funktionsweise des Marktes entspricht, fordert dem einzelnen Menschen ein immenses Maß an Flexibilität und Offenheit ab. Dass der Zwang zur Herausbildung eines gewissermaßen ‚unternehmerischen Selbst' einzelne Menschen auch überfordern könnte, glaubt Leutwyler nicht: „Menschen gehören so ein bisschen zu den anpassungsfähigeren Lebewesen. Und die Umstände, die jetzt halt markant anders sind, auch die werden wieder zur Normalität werden."

Nur das marktwirtschaftliche Allokationssystem könne die Ernährung der „vielen Milliarden, die wir jetzt sind", langfristig sichern. „Es ist irgendwie ein Zwang, das leistungsfähigste System letztlich zu wählen, um uns in dieser großen Zahl am Leben zu erhalten." Indem Leutwyler ins Zentrum seiner Argumentation das Gemeinwohl stellt und nicht etwa – wie dies einer neoliberalen Argumentationslogik entsprechen würde[305] – die wohlfahrtsstiftenden Effekte individualistischen Handelns, präsentiert er sich als einen, dem ein liberaler Wunderglaube völlig fremd ist: „Nein, wir werden mit einer Marktwirtschaft nie paradiesische Zustände haben." Dennoch ist Leutwyler überzeugt, dass es „auf lange Frist nichts Sozialeres gibt", als „ – im Interesse aller – möglichst viele private Initiativen zuzulassen". Dass es in einem liberalen Wirtschaftssystem etliche Funktionen gibt, die sinnvollerweise vom Staat ausgeübt werden – „der Staat soll Ordnungs- und Rahmenbedingungen setzen" –, steht für Leutwyler indes außer Frage: „Ich bin ein überzeugter Liberaler, kein Manchesterliberaler."

Dieses Bekenntnis impliziert nicht bloß die Präferenz für ein bestimmtes Wirtschaftssystem; es ist in seinem Kern politisch. Leutwylers Denken baut auf basalen Sittlichkeitsidealen auf, aus denen sich sein Vertrauen in die Marktkräfte gleichsam erst sekundär erschließt. Einen primären Charakter haben in seinem Denken die folgenden drei Grundwerte: kulturelle Vielfalt, Dezentralismus und Freiheit der Meinungsäußerung.

Die gegenwärtigen politischen Radikalisierungen sowie der im Zusammenhang mit der Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg neu aufkeimende Antisemitismus versetzen Leutwyler, der von sich sagt, eigentlich ein optimistischer Mensch zu sein, in Sorge und Angst. Es entspricht seiner tiefsten Überzeugung, dass die Fähigkeit, „Andersartigkeit in den verschiedensten Lebensbereichen zu akzeptieren und zu integrieren", für eine Gesellschaft „überlebenswichtig" sei.

---

305 Zum ‚Neoliberalismus' vgl. Kapitel 5.3.

Dies gilt für Leutwyler nicht bloß in dem negativen Sinne, dass sich durch Toleranz und Integration soziale Konflikte eindämmen und gewaltsame Auseinandersetzungen verhindern lassen. In der Konfrontation mit dem Differenten und Fremden erblickt Leutwyler das, was das Leben des Einzelnen erst interessant macht und letztlich auch erst Dynamik in die Gesellschaft hineinbringt. In der „kulturellen Vielfalt", dem „Multikulturellen", „dem sehr unterschiedlichen Denken" liegt in seiner Sicht das eigentliche „Leistungspotenzial" einer Gesellschaft. Dies gilt für ihn nicht ausschließlich in einem ökonomischen Sinne. Denn nicht nur in der Wirtschaft müssen ständig Innovationen getätigt und auf die neuesten Marktbedingungen abgestimmt werden. Ähnliches gilt auch in der Politik. Leutwyler erachtet es für einen wesentlichen Vorzug der föderalistischen Verfasstheit der Schweiz, dass sie eine Konkurrenz auf dem Gebiet des Politischen ermöglicht. Permanent treffen sehr unterschiedliche Erfahrungshintergründe und Lösungsansätze aufeinander, so dass man bei der Bewältigung übergreifender Problemstellungen jeweils auf das beste Modell Zugriff nehmen kann.

Die Nutzung der innovativen Potenziale, die in der Meinungsvielfalt und im kulturellen Pluralismus angelegt sind, setzt indes zwei Dinge voraus: Erstens müssen im Sinne eines *„total involvement"* alle Beteiligten die Chance haben, ihre Meinung frei zu äußern und sich auf möglichst direktem Wege in die gesellschaftlichen Entscheidungsprozesse einzubringen. Auf dieser Voraussetzung basiert auch Leutwylers Feststellung, der Markt komme ohne „mindestens ein Quentchen Demokratie" nicht aus. Zweitens ist die wirtschaftliche respektive die politische Macht so zu verteilen, dass den involvierten Akteurgruppen ein möglichst hohes Maß an Autonomie zugestanden wird und möglichst viele Entscheidungen dezentral gefällt werden. Die Idee, dass die Interaktion dezentraler Entscheidungsträger den gesellschaftlichen Fortschritt und die soziale Wohlfahrt befördert, sieht Leutwyler im Marktmodell, also in der Konkurrenz einer Vielzahl kleiner Anbieter um die Gunst des Nachfragers, in idealer Weise umgesetzt.

Vor diesem Hintergrund lässt sich denn auch verstehen, dass Leutwyler im Zusammenhang mit der EU-Frage zwar die vollständige Integration der Schweiz in den europäischen Wirtschaftsraum fordert, dass er aber dem Projekt einer politischen Integration Europas – und folglich auch einem EU-Beitritt der Schweiz – mit Skepsis gegenübersteht. Er befürchtet, dass die fortschrittsbefördernden Potenziale, die in der kulturellen Vielfalt Europas angelegt sind, durch ein „gleichgeschaltetes politisches System" untergraben werden könnten. „Ich möchte nie in einem Großstaat leben", sagt Leutwyler und zitiert abgewandelt aus der Schlagwortsammlung der 68er-Bewegung: „Small is beautiful!"

Kann denn einer, der seit mehr als 25 Jahren für eine Schweizer Großbank tätig ist und der für sich in Anspruch nimmt, zu keinem Zeitpunkt den „Irrlehren" des Marxismus und der zentralen Planwirtschaft erlegen zu sein, von sich glaubwürdig behaupten, ein 68er zu sein? Es spricht einiges dafür, auch in diesem Punkt den Selbstdeklarationen Edgar Leutwylers zu folgen. Denn tatsächlich fällt Leutwylers Studienzeit in die Jahre um 1968 hinein – und nicht nur dies: Lässt man sich von der Liberalität und Offenheit seines Denkens, seiner Debattierfreudigkeit, seinen zeitweiligen Ausschweifungen in die Sphären höchster Abstraktion, aber auch von der Nähe, die er während des Gesprächs immer wieder herzustellen vermag, ein Stück weit auch mitreissen, so glaubt man ihm gerne, dass 1968 für ihn eine konkrete Realität besessen hat. Das sei eine „lässige" Zeit gewesen, eine „super Zeit", eine Zeit „heißester Diskussionen".

Tatsächlich scheinen die späten 60er Jahre für Leutwylers Entwicklung eine wichtige Zeit gewesen zu sein. Die Wurzeln seines Liberalismus, seiner aufklärerischen Bildungsideale, seiner Insistenz auf Pluralismus und Offenheit und sein emphatischer Glaube an Fortschritt durch Freiheit liegen indes tiefer. Es gibt einige Indizien dafür, dass in Leutwylers Herkunftsfamilie – einer Kleingewerblerfamilie – ein geradezu urwüchsiger Liberalismus vorherrschte. Nicht nur, dass Leutwylers Vater Mitglied der freisinnig demokratischen Partei war. Leutwyler ist auch – wenn auch nicht auf einer direkten Verwandtschaftslinie – ein Nachfahre einer Großfigur des Schweizer Wirtschafts-, Polit- und Geisteslebens im 20. Jahrhundert. Dieser „Onkel Max" – der Pazifist, keynesianische Ökonom und sozialdemokratische Bundesrat Max Weber (1897-1974)[306] – sei, so Leutwyler, der „Stolz der Familie" gewesen. Vor diesem Hintergrund erscheinen Leutwylers Ausführungen zu seiner Herkunftsfamilie als äußerst plausibel: Sie vermitteln das Bild eines ausgesprochen aufgeklärten, freimütigen und durchaus auch bildungsaffinen Milieus, in welchem Liberalismus nicht nur gelebt, sondern geradezu gefeiert wurde. Der Geist des Liberalismus, insbesondere eine hochgradig verfeinerte Kultur der weltanschaulichen Kontroverse, leben in Leutwylers eigener Familie fort – dies dokumentieren die Interviews mit seiner Frau und seinen Söhnen eindrücklich.[307]

Die Programmatik der Offenheit und des Pluralismus ist bei Leutwyler habituell derart tief verankert, dass sie in allen lebenspraktischen Äußerungen seiner Person durchgängig zum Ausdruck kommt. Sein biographisches Regime der Offenheit, seine Praxis der Personalrekrutierung und der Stil seiner Teilnahme an alltäglichen Gesprächen werden

306 Zur Biographie Max Webers siehe Altermatt (1991).
307 Siehe das Porträt von Andreas Leutwyler in Kapitel 5.1.

durch sie genau so „strukturiert", wie sein objektivierender Blick auf wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge. Will man diese beeindruckende Kohärenz verstehen, sind wohl auch die generations- und geschlechtsspezifischen Handlungsbedingungen, mit denen Edgar Leutwyler konfrontiert war, in Rechnung zu stellen. Leutwyler gehört einer Generation von Männern an, für die es nur wenig Widerstände gab, an denen ihr Zukunftsoptimismus und ihr liberalistischer Fortschrittsglaube hätte zerbrechen können.

Der Liberalismus im Alltagsdenken: Argumentiert Edgar Leutwyler in gewissermaßen ‚reiner' Form aus einer liberalistischen Geisteshaltung heraus, so ist er im Sample der von uns analysierten Fälle jedoch nicht der einzige, dessen Forschrittshoffnungen auf den Grundwerten des politischen Liberalismus basieren. Diese Geistestradition, aus der heraus die moderne Schweiz gegründet wurde[308], scheint für das Denken vieler nach wie vor prägend zu sein. In seinen Grundzügen lässt sich das zeitgenössische aufklärerisch-liberale Alltagsdenken wie folgt umreißen:

Die Errungenschaften der modernen Welt stellen sich dem liberalen Alltagstheoretiker als Ergebnisse historischer Lernprozesse dar. In allen Bereichen der Gesellschaft – in Wirtschaft, Kultur, Politik und Gemeinschaft – etablieren sich im Zeitverlauf evolutiv jeweils diejenigen Routinen und Institutionen, die sich auf der Grundlage des vorhandenen Wissens zur Bewältigung der anstehenden Problemstellungen am besten eignen. Unter Geschichte wird also, ganz im Sinne des Soziologen Max Weber, ein kontinuierliches Wachstum an „materialer Rationalität" verstanden. Dies gilt zumindest langfristig. Denn kurzfristig lässt es sich nicht vermeiden, dass bei der Suche nach den besten Lösungen Wege beschritten werden, die sich rückblickend als Irrwege erweisen können. Mit dieser Geschichtskonzeption ist ein unerschütterlicher Zukunftsoptimismus verbunden. Der liberale Alltagstheoretiker geht davon aus, das die Menschen als vernunftbegabte und anpassungsfähige Wesen auch in der Zukunft immer wieder in der Lage sein werden, mittels Innovation den neu auftauchenden Problemstellungen Herr zu werden. Der liberale Zukunftsoptimismus gründet letztlich auf einem emphatischen Vertrauen in die Vernunft und die Lernfähigkeit des Menschen.

Am besten bewerkstelligen – dies hat sich in der Sicht des liberalen Alltagstheoretikers historisch erwiesen – lässt sich der Fortschritt auf der Grundlage einer freiheitlichen und demokratischen Gesellschaftsordnung. Der möglichst uneingeschränkten und möglichst direkten Partizipation aller an den Entscheidungsprozessen in Wirtschaft und Politik wird dabei eine zentrale Bedeutung beigemessen. Das liberale Alltagsdenken scheint in der Schweiz also eine radikal antiautoritäre und

308 Vgl. Kapitel 4.4.

antizentralistische Grundausrichtung zu haben. Je unterschiedlicher die Erfahrungshintergründe der Beteiligten sind und je größer deren Zahl, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass es bei der Suche nach Problemlösungen zu echten Innovationen kommt. Folglich gilt es denn auch, Minderheitenpositionen ernst zu nehmen und gesellschaftlichen Tendenzen, die auf eine Zerstörung von Pluralismus und Offenheit hinauslaufen, konsequent entgegenzuwirken. Denn gerade die zukunftsträchtigsten Innovationen gehen in der Gesellschaft nicht selten von Minderheiten aus.

Ähnlich motiviert ist der Gedanke der Solidarität, der für das liberale Alltagsdenken ebenfalls von konstitutiver Bedeutung ist. Nicht nur aus abstrakt moralischen Erwägungen heraus gilt es, die Erträge des gesellschaftlichen Fortschritts möglichst allen Individuen zugänglich zu machen. Vielmehr stellen ein minimales Maß an sozialer Gerechtigkeit und ein dauerhafter sozialer Frieden wichtige Voraussetzungen dafür dar, dass es in der Gesellschaft zu Innovationen und zur Schaffung von Reichtum überhaupt erst kommen kann. Problematisch wird die sozialstaatliche Umsetzung des Solidaritätsgedankens erst dann, wenn sie die individuelle Freiheit und das Bewusstsein individueller Eigenverantwortung zu untergraben beginnt. Während sich die Repräsentanten des liberalen Alltagsdenkens grundsätzlich darin einig sind, dass gesellschaftlicher Fortschritt Solidarität voraussetzt, können die Ansichten darüber, wo das richtige, d.h. die individuelle Eigenverantwortung nicht unterminierende Maß sozialstaatlicher Regulierung liegt, weit auseinander gehen. Die Wahrnehmung individueller Eigenverantwortung resp. die Partizipation am wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben setzt in der Auffassung des liberalen Alltagstheoretikers eines ganz wesentlich voraus: Bildung. Die Bildungsinhalte sind dabei in einer Weise auszugestalten, die auf den ganzen Menschen abzielt: Auf dessen Mündigkeit sowohl als Wirtschafts- als auch als Staatsbürger.

Fortschritt wird im liberalen Alltagsdenken als ein permanent entwicklungsoffener Prozess gedeutet, der zwar eine bestimmte Verlaufsrichtung, nicht aber ein vorgegebenes Ziel hat. So liegt ihm denn auch die Annahme fern, die Geschichte könnte in einer Welt der vollständig deregulierten Märkte einen quasi paradiesischen Endzustand erreichen. Zwar erscheint der Markt als das beste aller wirtschaftlichen Allokationssysteme. Er schafft systematisch Anreize zu Innovation, weil in ihm alle relevanten Entscheidungen dezentral gefällt werden. Es werden aber auch Bereiche ausgemacht, in denen der Markt systematisch versagt: bei der Bereitstellung von Kollektivgütern wie Bildung und Wissenschaft etwa oder beim Schutz der natürlichen Ressourcen. Insbesondere in diesen Bereichen hat die Politik auf den Plan zu treten. Im Streit konkurrierender Meinungen haben sich die Gesellschaftsmitglieder ver-

nunftgeleitet und herrschaftsfrei auf verbindliche Rahmenregelungen zu einigen. In der aus der Sicht des liberalen Alltagsdenkens idealen politischen Kontroverse fällt dabei der Orientierung am Gemeinwohl gegenüber der Verfolgung von Partikularinteressen ein strenges Primat zu.

Aus dem hier knapp skizzierten liberalistischen Denkstil erschließen sich spezifische Einschätzungen zur gegenwärtigen Verfasstheit sowie zur Zukunft der Schweiz. Mit Blick auf die ökonomische Sphäre wird festgestellt, dass sich die Schweizer Wirtschaft momentan in einer Phase der Restrukturierung und Strukturbereinigung befindet, mittels derer sie sich den Herausforderungen der Globalisierung stellt. Auch wenn mit ihnen in einer kurzfristigen Perspektive gewisse Härten verbunden sind, werden mit ihnen letztlich die Grundlagen für künftige Wohlfahrt geschaffen. Freilich werden in Zukunft alle Marktteilnehmer – also nicht nur die Unternehmen, sondern letztlich auch jeder Einzelne – mit gesteigerten Flexibilitätsanforderungen konfrontiert sein. Diese bergen indes nicht nur Risiken, sondern erweitern gleichzeitig die Chancen auf eine selbstbestimmte Gestaltung des eigenen Lebens. Letztere erwachsen nicht zuletzt daraus, dass es in Zukunft zu einem weiteren Abbau autoritärer Führungsstrukturen kommen wird resp. sich der Trend in Richtung Partizipation weiter fortsetzen wird. Sofern die in Angriff genommenen Restrukturierungen erfolgreich verlaufen, wird sich die Schweiz auch längerfristig als ein Produktionsstandort behaupten können. Mit den wirtschaftlichen Restrukturierungen allein wird dies in der liberalistischen Perspektive allerdings nicht zu schaffen sein. Zusätzlich gilt es, das bereits heute sehr gute Bildungssystem weiter auszubauen, in einem viel stärkeren Maß als bisher Innovationsfreudigkeit und unternehmerische Initiativen zu fördern, die Qualitätsstandards weiterhin hoch zu halten und – nicht zuletzt – für den sozialen Frieden Sorge zu tragen.

In der Arena der Politik stellen die Vertreter dieses Szenarios – gerade im Zusammenhang mit dem letztgenannten Punkt – Entwicklungen fest, die sie eher besorgt stimmen. Politische Demagogie, überzogene Deregulierungsforderungen, die Ausgrenzung von Minderheiten bis hin zu offener Ausländerfeindlichkeit vergiften das soziale Klima und fügen den gemeinschaftlichen Grundlagen des Fortschritts einen immensen Schaden zu. Als in ähnlicher Weise fortschrittshemmend könnten sich in der liberalistischen Perspektive Entwicklungen erweisen, die sich gegenwärtig auf dem Gebiet der Kultur vollziehen. Beobachtet werden insbesondere nivellierende und vereinheitlichende Tendenzen, die in Richtung „Amerikanisierung" verlaufen. Die Vertreter des liberalistischen Forschrittsszenarios äußeren in diesem Zusammenhang die Hoffnung auf das Wiedererstarken einer Kultur, die durch Pluralismus und Offenheit geprägt ist.

Wie sieht das Sozialprofil der Personen aus, die in ihren zeitdiagnostischen Einschätzungen sowie in ihren Vorstellungen über die Zukunft auf das aufklärerisch-liberale Deutungsparadigma rekurrieren? Entstammen sie einem spezifischen sozialmoralischen Milieu? Tatsächlich lässt sich aufgrund unserer Analysen ein Milieu benennen, in welchem gleichsam genuin Affinitäten zu einem liberalistischen Stil der Wirklichkeitsdeutung angelegt sind. Ihre Wurzeln hat die liberale Geistestradition in einem bildungsnahen bürgerlichen Milieu und ihm entstammen denn auch seine prototypischen Repräsentanten. Die Habitualisierung einer liberalistischen Geisteshaltung ist indes nicht zwingend an dieses Herkunftsmilieu gebunden. In unserem Sample finden sich mehrere Fälle, die sich erst während ihrer sekundären Sozialisation dem Liberalismus zuwandten – bei denen ein aufklärerisch-liberales Denken also gleichsam auf „Lebenserfahrung" gründet. Zu erwähnen sind etwa: der Fall eines kurz vor der Pensionierung stehenden Uhrmachermeisters, dem es in jungen Jahren gegen den Widerstand des Vaters gelang, aus den autoritären und von ihm als entmündigend empfundenen Strukturen des in der Uhrenindustrie damals noch vorherrschenden industriellen Paternalismus auszubrechen[309], der Fall eines ungefähr 50-jährigen Hoteliers, der den Aufstieg vom Kellner zum Direktor eines Fünf-Sterne-Hauses geschafft hat, und in dessen Kopf sich im Verlaufe seiner Wanderjahre aus der Konfrontation mit dem Fremden und Differenten heraus ein Geist der Freiheit und Offenheit einnistete; der Fall eines jungen Bauern, der aufbauend auf traditional-bäuerlichen Autonomie- und Freiheitsidealen die aktuellen Deregulierungen im Agrarsektor dazu nutzt, undogmatisch zu einem ökologischen Aufklärer zu werden. Mit ihrem Ausbruch aus den eher autoritären Konstellationen ihrer Herkunft, haben diese drei Fälle pionierhafte Entgrenzungsleistungen vollbracht und sich hierbei sicherlich nicht zufällig der liberalistischen Geistestradition zugewandt.

Genau so, wie das liberalistische Szenario fortschreitender Modernisierung nicht ausschließlich in bestimmten sozialmoralischen Milieus oder einem bestimmten Berufsfeld vorkommt, lassen sich hinsichtlich seiner Streuung auch keine eindeutigen Generationeneffekte feststellen. Es fällt indes auf, dass die gleichsam markantesten Vertreter dieses Szenarios Männer um die fünfzig sind. Im typischen Fall konnten sie sich in den Jahren der Hochkonjunktur eine Stellung in der Arbeitswelt sichern, die ihnen ein Höchstmaß an Entscheidungs-, Partizipations- und Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Sie profitierten dabei nicht zuletzt von den kulturellen Entkrampfungen der Jahre nach 1968 oder trugen sie selber

[309] Es handelt sich dabei um den Vater von André Jann, der im folgenden Abschnitt porträtiert wird. Zum industriellen Paternalismus in der Uhrenindustrie siehe Kapitel 3.1.

mit. Anders als sowohl ihre weiblichen Altersgenossinnen wie auch die Generation ihre Kinder, gerieten sie kaum je in die Situation, dass die Realisierung ihrer Offenheitsentwürfe durch objektive Möglichkeitsstrukturen restringiert wurde. Mit traditionellen Rollenerwartungen und verengten Zugängen in die Arbeitswelt scheint sich ein liberaler Habitus nur schlecht zu vertragen.

4.2 Die technizistische Variante: André Jann

André Jann, geboren 1974 in einer Kleinstadt, Sohn eines Uhrmachermeisters und einer Hausfrau, Ausbildung zum Betriebsdisponenten bei der Bahn, zum Zeitpunkt des Interviews Besuch der Berufsmittelschule, ein älterer Bruder, geboren 1970.

André Jann ist viel unterwegs. Er spielt Volleyball, fährt Motorrad, hat eine Freundin, organisiert im Jugendhaus Konzerte und streift zwischendurch auch gerne ziellos in der Gegend herum. An seiner Heimatstadt schätzt er die Durchmischtheit der verschiedenen Szenenkulturen – „dass du nicht einfach deine Clique hast, mit der du immer zusammen bist, und dich sonst eigentlich nicht viel interessiert".[310] Mit Techno kann er sich „nicht so extrem identifizieren", obwohl er zwischendurch – „wenn es etwas Spezielles ist" – schon auch gerne auf einen Rave oder auf eine Goa-Party geht: „Das ist super, im Wald draußen." Bei ihm zuhause, in seiner Einzimmerwohnung, läuft andere Musik und dies, wie er bemerkt, rund um die Uhr: „Ich kann fast nicht sein ohne Musik: Ich höre beim Lernen Musik, am Morgen beim Aufstehen, sogar beim ins Bett gehen. Es läuft praktisch ständig wieder etwas."

André hat einen älteren Bruder, der neben seinem – sich in die Länge ziehenden – Geschichtsstudium diverse Projekte laufen hat: Er ist Systemadministrator, schreibt für eine Regionalzeitung, unterrichtet an einer Mittelschule, kreiert Homepages, ist zwischendurch DJ, sammelt Videos und Schallplatten, und liest Bücher. Sie handeln von der Freiheit des Willens, von Illuminaten, von der Entstehung der Quantenphysik, von der Apokalypse und von diversen anderen Dingen.[311]

André selbst hat nach einer kurzen Episode am Gymnasium die zweijährige Verkehrsschule absolviert. Anschließend hat er sich bei den Schweizerischen Bundesbahnen zum Disponenten ausbilden lassen und zwei Jahre in diesem Beruf gearbeitet. Zum Zeitpunkt des Interviews besucht er die Berufsmittelschule und hat hierfür seine Anstellung bei der Bahn auf wenige Prozente reduziert. Er hat sich vorgenommen,

---

310 Interview mit André Jann im Juni 1998: Caroline Bühler und Peter Schallberger.

311 Zum Fall von Pascal Jann siehe ausführlich Kapitel 7.2.

nach der Maturität an einer technischen Fachhochschule Umweltwissenschaften zu studieren.

Bei André scheint auf den ersten Blick eine ähnliche Problematik vorzuliegen wie bei seinem älteren Bruder. Die Anfangspassage des Interviews lässt den Eindruck entstehen, er sei ein wenig am Zaudern und wisse nicht genau, was er wolle.

> Interviewerin: Eben, ähm, du hast vorhin gesagt, Du kommst gerade von der Schule. Was- was machst Du denn beruflich?
> André Jann: Eben, jetzt im Moment bin ich an der Berufsmatur. Ehm, vorher habe ich bei der Bahn eine Lehre gemacht. Nachher habe ich gemerkt, das ist nicht das Richtige für mich. Ich habe – der Job hat mir nicht unbedingt gefallen, oder zugesagt. Mich hat die Eisenbahn und so, das ist einfach schon etwas Falsches gewesen für mich. Und jetzt habe ich mir gesagt, wolle ich mich ein wenig weiterbilden und nachher wenn möglich ans Tech gehen; Umwelt studieren gehen. Und dazu brauche ich eben jetzt diese Berufsmatur, dass ich nachher dort hin kann.

Ohne dass sich dies von der Einstiegsfrage her aufdrängen würde, nimmt André Jann wie reflexartig die Haltung eines Menschen ein, der sich in einem akuten Begründungsnotstand befindet. Aus dieser selbst gewählten Defensive heraus setzt er wiederholt dazu an, zu begründen, weshalb er sich vom erlernten Beruf abgewendet hat: Er habe ihm nicht unbedingt gefallen; er sei nicht das Richtige gewesen für ihn; die Eisenbahn sei für ihn etwas Falsches gewesen. Seine Ausführungen sind von einer irritierenden Gewissenhaftigkeit durchzogen, die im weiteren Verlauf des Interviews eine schier kafkaeske Eigendynamik entwickelt. Seine Begründungsversuche werden dabei immer abstruser. Weil er lieber Auto fahre, hätte er von den Vergünstigungen bei der Bahn ja ohnehin nicht profitieren können, sagt er beispielsweise. Man könnte aufgrund derartiger Aussagen geneigt sein, in André Jann einen noch nicht ganz erwachsenen Menschen zu erblicken, der zwar viele Ideen im Kopf hat, zu einem vernunftgeleiteten Berufsentscheid indes noch nicht fähig ist.

Die detaillierte Analyse der Anfangspassage führt indes zu einem anderem Schluss: André Jann bastelt und experimentiert nicht an unterschiedlichen Identitätsentwürfen herum, sondern ringt qualvoll um die Entdeckung oder Freilegung einer inneren Berufung. Dabei setzt er sich gezielt der Interaktion mit anderen aus, um sich an deren allfälligen Einwänden zu bilden. Bei der Radikalität seines Rechtfertigungsdrangs handelt es sich teilweise auch um ein generationsspezifisches Phänomen. Es gibt für André Jann keinen durch Tradition vorgegebenen Lebensentwurf mehr; insbesondere seinen Berufsentscheid muss er ganz

von sich aus fällen und auch ganz von sich aus begründen. Die eigentliche Erklärung für das leicht Überdrehte, das seinem Rechtfertigungsdrang anhaftet, findet sich indes in den Interviews mit seinen Eltern. Aus ihnen geht deutlich hervor, dass André Jann, egal was er tut, das Stigma des Unentschlossenen und des Zauderers anhaftet. Demgegenüber wird der ältere Bruder – schier bedingungslos – als der Star der Familie gefeiert. Diese innerfamiliären Kodierungen stehen, dies machen die Interviewanalysen deutlich, zu den tatsächlichen Verhältnissen in Widerspruch. Denn während der ältere Bruder sich mehr und mehr auf sich selber zurückzieht und dabei ein Stück weit narzisstische Phantasien zu entwickeln scheint – er stellt sich dar als einen „objektiven Beobachter", der souverän außerhalb des „aktiven Geschehens" steht – ist André Janns Tun von einem offensiven Bewährungswillen und von einem Habitus der Entgrenzung geleitet. Die in der Anfangspassage skizzierte Programmatik, sich „weiterbilden" zu wollen, erfährt im weiteren Verlauf seiner Ausführungen eine plausible Aufschlüsselung. Ganz am Ende des Interviews bezeichnet es André als sein „Lebensziel", „möglichst viel zu erfahren über die Leute und die Welt". Und schon etwas vorher sagt er: „Außerdem möchte ich eben gerne etwas machen, das den Anderen auch etwas bringt."

Aufschlussreich für eine inhaltliche Charakterisierung von André Janns „Habitus der Entgrenzung" und seines offensiven Bewährungswillens sind insbesondere die Interviewpassagen, in denen er sich zu seiner Arbeitgeberin äußert. In seinem Denken ist mit der Bahn all das assoziiert, was seinen Vorstellungen eines richtigen Lebens und einer guten Gesellschaft widerspricht. Die Bahn ist für ihn der Inbegriff des Reglementierten, Miefigen und bürokratisch Erstarrten; ein Ort, an dem Unfreundlichkeit, eine lebens-, bildungs- und zukunftsfeindliche Routine sowie eine in der Sache meist nur schlecht begründete Sturheit und Beamtenmentalität vorherrsche. In seiner Distanzierung von der Bahn äußert sich André als jemand, für den Offenheit und Spontaneität wesentliche Bestandteile des „Lebensgefühls" oder der „Lebenseinstellung" sind.

„Ich brauche ein wenig Freiraum, ein wenig Spielraum." Dass die Bahn diese Räume nicht zu bieten vermag, zeigt sich für ihn exemplarisch darin, dass man dort bezüglich Weiterbildung „extrem am Bremsen" sei. Er habe, um an die Berufsmittelschule gehen zu können, seine Anstellung nur deshalb reduzieren können, weil ein ihm bekannter, höherer Angestellter sich persönlich für ihn eingesetzt habe. Innerlich hat er sich von der Bahn schon ganz verabschiedet: „Meine Zukunft liegt im Prinzip nicht bei den SBB, sie liegt eben anders." Er kann nicht verstehen, dass es „für jedes Detail ein Reglement" braucht, dass man seine Zeit sinnlos auf dem Bahnhof absitzen muss, wenn die Arbeit

schon längst erledigt ist. Er versteht aber auch umgekehrt die Kollegen nicht, die nach Dienstschluss sofort nach Hause gehen, obwohl noch rasch etwas Wichtiges zu erledigen wäre. Außerdem könne es noch so viele nachvollziehbare Gründe dafür geben, dass jemand sein Billett nicht bezahlt habe. Als Beamter müsse man – zumindest wenn man zu den „Alteingeschlossenen" dieser Gattung gehöre – in solchen Fällen einfach auf stur schalten. „Ich bin nicht gerne der Böse", sagt André, und folgert daraus: „Ich bin auch nicht der typische Beamte." Indes räumt er ein, dass sich die Bahn gegenwärtig „krass im Wandel" befinde: „Auch vom Wissen her. Die Jungen sind viel flexibler im Denken, dünkt mich. Aber es hat einfach schon noch Ältere, die einfach wirklich stur tun und so."

„Jugend"– das ist für André Jann nicht bloß eine spezifische Lebensphase, mit der eine bestimmte „Lebenseinstellung", ein bestimmtes „Lebensgefühl" verbunden ist. Die Dichotomie jung versus alt steht in seinen Ausführungen für mehr. Um das Deutungsmuster „Jugend" herum sind all diejenigen Phänomene gruppiert, die für Spontaneität, Offenheit und Toleranz stehen. Des weiteren kennzeichnet „Jugend" Prozesse der Entstarrung, der Entbürokratisierung und der Entroutinisierung – oder positiv ausgedrückt: „Jugend" steht für Freiheit, Bildung und Fortschritt.

Das „Alter" demgegenüber ist starr und verläuft in geordneten Bahnen. Nicht zuletzt neigt es dazu, die „Jugend" im Keim zu ersticken. André will nicht unfair sein: „Das darf man auch nicht generalisieren. Bei den Älteren hat es auch gute Leute, die es ein wenig sehen. Mein Vater zum Beispiel. Doch, der hat noch viel Kontakt mit Jugendlichen, sieht ein wenig die Probleme, die sie haben." Es wäre also kurzschlüssig, Andrés Hypostasierung der Jugend als Ausdruck eines pubertären Protests oder einer unbewältigten Adoleszenzproblematik zu deuten. Die Dichotomie jung versus alt bezeichnet denn auch mehr als den Konflikt zwischen den Generationen: Alt ist es zum Beispiel, wenn eine Stadt sich für einen Großanlass schon Monate im Voraus herauszuputzen beginnt, wenn sie ihre Fassaden säubert, wenn sie ihre Drogenszene „versteckt". Alt ist es, wenn man ein Stadtfest absagen muss, weil sich einige Leute – und nicht nur Alte – über allfällige Lärmbelästigungen beklagen. „Ich finde, man sollte da ein wenig offener sein und ein wenig toleranter." Und alt sind die hergebrachten Strukturen des politischen Systems: „Ich bin mal bei der SP gewesen, bei der jungen SP. Dort ist so viel geleiert worden! Nach zwei Sitzungen hat es mir abgestellt. Dann bin ich wieder gegangen dort. Das kann ich nicht haben, wenn so viel um den Brei herum geredet wird." Solchem Formal-Aktivismus zieht André die spontane politische Aktion vor: „Ich bin im Gymer gewesen, als der Golfkrieg gewesen ist. Und nachher haben sie ein Defilée gehabt.

Und dort, das habe ich einfach so zufrieden gefunden mit der Zeit, sind wir ein paar auf die Strasse gehockt und haben sie ein wenig blockiert."

Fundamentaler Protest gegen die herrschende Ordnung, gegen „das System", ist André indes fremd. Er wünscht sich mehr Offenheit, mehr „Bewegung", eine Verjüngung der politischen und wirtschaftlichen Strukturen – „aber sonst eigentlich finde ich es gut; die Schweiz". Ganz ohne Ironie bringt er auf den Punkt, was ihm an der Schweiz gefällt: „Die Züge fahren pünktlich, es hat Busse, die immer fahren, es hat öffentliche Toiletten, die ziemlich sauber sind. Halt einfach so die Infrastruktur. Das ist recht gut und schön, hier zu wohnen. Was natürlich einen riesigen Aufwand an Papierkrieg mit sich bringt." Er findet, dass man es mit diesem Papierkrieg – er kennt ihn von der Bahn her – in der Schweiz meistens ein wenig übertreibt. Dennoch erachtet er es für angebracht, die Schweiz und ihren „Wohlstand" zu feiern. Daran ändern für ihn auch die Diskussionen um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg nichts: „Das ist von mir aus gesehen eine Angelegenheit von den Banken." Und obwohl ihm die Kleinkariertheit und das „eingeengte Denken" einiger – vor allem älterer – Schweizerinnen und Schweizer zutiefst zuwider sind, kommt er – nunmehr doch ein wenig ironisch – zu dem Schluss: „Und die Schweizer, im Prinzip, sind gar nicht so schlechte Leute. Nein, nein. Also ich kann auch hinter den Schweizern stehen."

Für die Zukunft will sich André im Moment noch möglichst viele Optionen offen halten:„Ich mache mir nicht zuviel Gedanken über weit in die Zukunft hinaus. Vielleicht gehe ich mal ins Ausland arbeiten, das wäre schön. Aber das kann ich jetzt noch nicht sagen. Ja, das ist offen, das lasse ich eigentlich offen. Ich will mich da noch nicht einschränken, jetzt schon. Kannst nie wissen, was passiert und so. Ich schaue eigentlich in die nahe Zukunft. Und was weit weg ist, kommt dann später." Dennoch scheint er sich, zumindest in einem Punkt, ziemlich konkrete Vorstellungen von der eigenen Zukunft zu machen. Das aufwendige und umtriebige Leben, das er gegenwärtig führt, erachtet er *auch* für lebensphasenspezifisch: Sein Leben werde dereinst „weniger chaotisch" und frei vom heutigen Freizeitstress sein – spätestens dann nämlich, wenn er „familienmäßig" eingebunden sein werde. André macht keine Anstalten, sich von der Normalität eines bürgerlichen Lebens entschieden zu distanzieren.

Man kann im Gegenteil sogar den Eindruck gewinnen, dass André sich in Anbetracht seines mit Unsicherheiten und Entscheidungszwängen behafteten Lebens zwischendurch nach einer von außen gesetzten Ordnung sehnt. So fühlt er sich zum Beispiel von den vielen Gesetzen, die es in der Schweiz gibt, nicht etwa nur eingeengt. Er wünscht sich vielmehr, sie könnten in einer Weise verändert werden, die ihnen den

Charakter des Äußerlichen und Undurchschaubaren nehmen würde. „Man sollte die Gesetze irgendwie wieder einmal revidieren, die ganze Sache ein wenig einfacher machen, ein wenig übersichtlicher gestalten. Es gibt schon so viele Gesetze und so kleine Sachen. Du kommst bald nicht mehr draus." Andrés latente Sehnsucht nach Ordnung und Überschaubarkeit hat ihren Hintergrund nicht zuletzt darin, dass ihn die Freiheiten, die er bei der Gestaltung seines Lebens genießt, gelegentlich auch überfordern. Sein Fall steht exemplarisch für eine Generation, die, verurteilt zur Freiheit, sich zwischenzeitlich – wenn auch in sehr unterschiedlichen Formen – nach Ordnung und Identifikation sehnt.

Dennoch: Obwohl sich in Andrés Ausführungen auch Momente einer Sehnsucht nach Identifikation und Ordnung finden lassen, dominieren in ihnen eindeutig die Freiheits- und Entgrenzungsmotive. Er wünscht sich eine Gesellschaft, in welcher „Bewegung", Innovation und Spontaneität die vorherrschenden Prinzipien sind. Eine Gesellschaft, die sich nicht ständig „weiterentwickelt", hat seiner Ansicht nach keine Zukunft. Für die Schweiz macht er sich diesbezüglich keine Sorgen: „Und sonst hab ich eigentlich nicht so Angst um die Zukunft der Schweiz. Das geht schon. Da wird überall ein wenig entwickelt und gemacht. Ich finde es schon gut. Es ist halt schon Bewegung im Land, und wir stehen nicht still." Dies gilt insbesondere für die Wirtschaft: „Die Wirtschaft ist schon recht dahinter, am Entwickeln und so." Sorge bereitet ihm allerdings, dass das politische System immer noch viel zu träge sei, und dass die Entwicklung des „Sozialwissens" dem allgemeinen Trend hinterher hinke. André scheint sich eine Gesellschaft zu wünschen, die dem Einzelnen nebst möglichst weiten Freiräumen bei der Gestaltung des eigenen Lebens auch ein hinreichendes Maß an Zuwendung und Sicherheit bietet.

Wenn wirtschaftliche Sachverhalte zur Debatte stehen, wenn er sich also beispielsweise zur Zukunft des Industriestandorts Schweiz äußert, argumentiert André weniger in ökonomischen also vielmehr in moralischen Kategorien. Heute sei es, sagt er, die „Aufgabe der Schweiz", Umwelttechniken zu entwickeln. Denn durch frühere Maschinenexporte habe sie sich mitverantwortlich gemacht für die Zerstörung der Umwelt. Folglich stehe sie in der Pflicht, durch verbesserte Technologien den angerichteten Schaden wieder rückgängig zu machen. Mit dieser moralischen Argumentationsweise sind ein hohes Sendungsbewusstsein sowie eine eigenartige Überhöhung der Schweiz zu einer ‚technologischen' Leitnation verbunden. „Man hat auch das Know-how dazu und die Erfahrung, was man im Ausland, glaube ich, nicht so hat." Andrés Zugang zu ökonomischen Sachverhalten ist nicht derjenige des Ökonomen, sondern derjenige des Technikers. Es geht ihm um Problemlösung und Innovation und nicht um Konkurrenzfähigkeit und Gewinn. Die

Funktionsweise des Marktes, der seinen Entwicklungen zum Durchbruch verhilft – oder auch nicht –, spielt im Denken des Technikers typischerweise eine eher marginale Rolle. Dies belegen mehrere Interviews in unserem Sample. Den Wert seiner Entwicklungen bemisst der Techniker nicht an deren Erfolg auf dem Markt, sondern – Rentabilitätsüberlegungen oft gänzlich ausblendend – an der Qualität des Beitrags, den sie zur Lösung wichtiger Problemstellungen zu leisten vermögen. Markterfolg und so verstandene Qualität sind zwei Dinge, die aus der Sicht des Technikers viel zu häufig nicht miteinander korrespondieren.

Nebst der Ausblendung der Ökonomie, die, wie unsere Analysen zeigen, im Extremfall in eine offene Geringschätzung der „Wirtschaftsmenschen" umschlagen kann,[312] teilt André mit dem idealtypischen Techniker die Ansicht, dass gesellschaftlicher Fortschritt primär durch technologische Innovationen zustande kommt und dass man der Technik grundsätzlich trauen darf. Anders als sein älterer Bruder glaubt er nicht, dass uns irgendwelche Katastrophen oder gar die Apokalypse ins Haus stehen. Denn, so André: „Es wird auch alles so ein wenig überwacht. Man hat ja auch Statistiken und so. Man sieht schon frühzeitig, wenn irgendwie etwas nicht so läuft. Ich habe das Gefühl, da haben wir schon die Möglichkeit, und das werden wir auch machen, einzugreifen." Andrés Vertrauen in die Technik überrascht insofern, als man sie bei einem Vertreter der Generation, die Tschernobyl und Schweizerhalle miterlebt hat, derart ungebrochen nicht unbedingt mehr erwarten würde. Vor dem Hintergrund seiner beruflichen Sozialisation ist sie jedoch durchaus verstehbar: Als Disponent bei der Bahn befasst er sich mit der Steuerung und Kontrolle komplizierter logistischer und technischer Abläufe. Aus professionellen Gründen steht es ihm gar nicht zur Wahl, nicht an die Berechen-, Kontrollier- und Steuerbarkeit dieser Prozesse zu glauben.

Für André ist es eine ausgemachte Sache, dass alle emanzipatorischen Entwicklungen in der Gesellschaft letztlich auf „Wissen" und auf „Bildung" zurückgehen. Wäre er der Verwalter des gesamten Geldes, das in der Schweiz für die Armee und für den Strassenunterhalt ausgegeben wird, würde er es vollumfänglich in den Bildungsbereich transferieren. „Die Zukunft liegt ja in der Jugend – die Zukunft des Landes. Und die sollte man fördern." Das bedeutet in erster Linie, dass man der Jugend mittels „guter Schulen" und mittels Stipendien bestmögliche Ausbildungschancen bietet. André hat weniger den individuellen Nutzen, als vielmehr die kollektiven Effekte von Bildung im Auge: „Je

312 Vgl. die Darlegungen zu Herrn Huber in Kapitel 7.1 sowie die in Kapitel 3.3 zitierten Ausführungen eines medizinischen Forschers in der Pharmaindustrie.

schlauer die Schweiz ist, die Leute von der Schweiz, desto besser wär's." Mehr Bildung bewirkt nebst einer gesteigerten Innovationskraft des Landes auch einen vernünftigeren zwischenmenschlichen Umgang. Die aktuelle Tendenz hin zu offener Ausländerfeindlichkeit führt er auf einen Mangel an Wissen zurück. Fremdenfeindlich sei nur, wer schlecht informiert sei: „Aber wieso sie hier sind und warum, und vielleicht wieso sie gewalttätig sind, das wird gar nicht groß überlegt." Dieser Einkapselung ins Ressentiment gilt es durch Aufklärung entgegenzuwirken.

Wie wenn es ihm darum ginge, seine Sehnsucht nach Identifikation und Ordnung mit seinen aufklärerischen Bildungsidealen in Einklang zu bringen, fordert André eine besser ausgebildete Polizei. Wären die Polizisten nämlich in der Lage, Gesetze situationsbezogen „zu interpretieren", könnten sie ihrer schlichtenden und ordnungsstiftenden Funktion viel besser nachkommen, als sie es in der Regel heute tun. „Man sollte der Polizei mehr Freiheiten geben", findet André – dies allerdings nur unter der Voraussetzung, dass sie mit dieser Freiheit auch vernünftig umzugehen weiß.

Nichts weist darauf hin, dass André mit seinen eigenen Freiheiten nicht umzugehen wüsste. Seiner Lebensführung liegt ein offensiver Bildungsentwurf zugrunde; er setzt sich permanent differenten Erfahrungen aus und prüft, ob sie für ihn bildend sein könnten. Dieses Ringen um Identität, das sich bei ihm insbesondere in einer immensen Gewissenhaftigkeit bei der Suche nach dem richtigen Beruf äußert, vermögen Konzepte wie experimentelles Leben, Bastelexistenz oder Sinnbasteln, wie sie von den Theoretikern der Individualisierung herumgereicht werden, nur schlecht einzufangen. Verknüpft man mit ihnen gar die Vorstellung sozialer und mentaler Heimatlosigkeit, zielen sie an dem im Fall von André Jann Vorliegenden gar gänzlich vorbei. All seinen Lebensäußerungen liegt in höchst kohärenter Weise ein Habitus der Entgrenzung und Bewährung zugrunde. Sein Denken ist weder unverbindlich und diffus, noch beliebig und sprunghaft. Seine Ausführungen stützen sich vielmehr äußerst stringent auf zwei Traditionen der Wirklichkeitsdeutung, deren Fortschrittshoffnungen über weite Strecken miteinander koinzidieren: diejenige des politischen Liberalismus und diejenige eines technizistischen Fortschrittsglaubens.

André ist aber auch deshalb kein Existenz- oder Sinnbastler, weil es zwischen seiner eigenen und der Lebenspraxis seiner Eltern deutlich erkennbare Tradierungslinien gibt. Für Henry Jann, den Vater, war vorgesehen, dass er sich in der Nachfolge seiner Vorväter lebenslänglich an den Patron einer traditionsreichen Uhrenmanufaktur binden würde. Beata Jann, der Mutter, die in einem katholisch und bäuerlich geprägten Umfeld aufwuchs, drohte nach dem frühen Tod des Vaters das Schicksal einer für immer in der Familie zurückbehaltenen Tochter. Durch ein

starkes und bewusstes Insistieren auf Autonomie gelingt es beiden, außerhalb dieser durch traditionale Konventionen vorgespurten Bahnen zu einem selbstbestimmten Leben zu finden. Mit seinem Wunsch, möglichst viel über die Menschen und die Welt zu erfahren und in dieser auf nützliche Weise aktiv zu werden, führt André Jann die emanzipatorischen Bestrebungen seiner Eltern konsequent weiter.

Darüber hinaus stehen André Janns Technologievernarrtheit, seine Aversion gegen Bürokratie und Routine, sein Lob der Jugend als Trägerin des Neuen und seine Bildungsbeflissenheit ungebrochen in der Tradition seines Vaters.

„Vater und Mutter: Die haben das gut gemacht. Jetzt bin ich selber verantwortlich."

Der Technizismus im Alltagsdenken: Obwohl sich die Erfahrungshorizonte von Edgar Leutwyler und André Jann – zum einen wegen ihrer unterschiedlichen Milieu- und Generationszugehörigkeit, zum anderen aber selbstverständlich auch aufgrund ihrer unterschiedlichen Bildungshintergründe – stark unterscheiden, liegen in den beiden Fällen sehr ähnliche habituelle und mentale Dispositionen vor. Gemeinsam ist ihnen nicht nur ein Streben nach Offenheit und einer entgrenzenden Erschließung des Neuen. Auch in ihrer Anschauung und Deutung der Welt gehen sie von ähnlichen Prämissen aus. Die Feier von Vielfalt und Pluralismus, die Präferenz für nicht-bürokratische, partizipative, gelegentlich auch spontane Organisationsstrukturen in Wirtschaft und Politik, das Lob der schöpferischen Kraft von Bildung und Jugend, die Verkoppelung des Autonomiegedankens mit demjenigen der Solidarität gründen sowohl bei André Jann als auch bei Edgar Leutwyler auf einem liberalistischen Denkfundus. Der Fall von André Jann steht exemplarisch dafür, dass auch die Emanzipationsbestrebungen einer jüngeren Generation – ob reflexiv oder nicht – sich letztlich an hergebrachten, liberalistischen Bildungsidealen ausrichten resp. „Individualisierung" im Sinne eines Strebens nach Autonomie so neu gar nicht ist.

Die wesentliche Differenz in den Deutungsleistungen von André Jann und Edgar Leutwyler besteht darin, dass in ihnen „Forschritt" unterschiedlich konzipiert wird. Stützen sich die Fortschrittshoffnungen von Edgar Leutwyler auf ein Vertrauen in die innovativen und emanzipatorischen Effekte dezentraler und partizipativer Formen der Entscheidfindung, geht André Jann – gleichsam unmittelbarer – davon aus, dass alle emanzipatorischen Entwicklungen in der Welt letztlich von technologischen Innovationen ausgehen. Diese technizistische Vorstellung fortschreitender Modernisierung teilt er mit mehreren Personen in unserem Sample, die einen Beruf in den Bereichen der Forschung, der technischen Konstruktion und des Ingenieurwesens ausüben. Der

Denkstil dieser Akteure des Fortschritts und die mit ihm verbundenen Zukunftsvorstellungen lassen sich summarisch wie folgt umreißen:

Naturwissenschaftler und Techniker verstehen sich in erster Linie als Problemlöser. Sie stellen es als eine gleichzeitig belastende, wie auch befriedigende Aufgabe dar, aus dem Nichts heraus das Neue zu sehen und ihm qua Entwicklung gleichsam Beine zu machen. Aus den Fallanalysen geht deutlich hervor, dass sie sich hierbei nicht bloß auf eine technisch-instrumentelle Vernunft abstützen, sondern dauerhaft bestrebt sind, den materialen Sinn ihres Schaffens im Auge zu behalten. Sie verfügen über ein aufklärerisches Bewusstsein insofern, als sie davon ausgehen, mit ihrem Schaffen einen Beitrag zur kontinuierlichen Verbesserung und Zivilisierung der menschlichen Lebensverhältnisse zu leisten. Die Liste der Problemstellungen, die es durch technische Innovationen künftig zu bewältigen gilt, ist lang: Hunger, medizinische Unterversorgung, Wasserknappheit, Klimaerwärmung, langfristiger Wegfall fossiler Energiequellen, usw. Anders als mittels Forschung und Entwicklung lassen sich – so der Grundtenor ihrer Ausführungen – diese immensen Herausforderungen nicht bewältigen.

Es schwingt eine große Bitterkeit mit, wenn ein junger Maschinenbaukonstrukteur bemerkt: „Es sind heute die Betriebswirtschaftler und Juristen, welche die Unternehmen hauptsächlich führen und nicht die Ingenieure". In ausnahmslos allen Interviews mit Technikern und Forschern wird festgestellt, dass sich die Beziehungen zwischen den Akteuren der Innovation und den Akteuren des Marktes zunehmend schwierig gestalteten. Die Betriebswirtschaftler und Juristen, welche die Ingenieure aus den Führungsetagen der Schweizer Wirtschaft fast vollständig hinaus gedrängt hätten, brächten für die basale Logik von Forschung und Innovation ein zutiefst mangelhaftes Verständnis mit. Diese unterscheide sich von der Logik des schnellen Gewinns fundamental: In viel stärkerem Maß als in der Wirtschaft sei im Gebiet der technologischen Innovation der Erfolg der unternommenen Anstrengungen im voraus weder antizipier- noch kalkulierbar. Die schöpferische und auf die Qualität der Problemlösung ausgerichtete Tätigkeit des Forschers werde durch ein Denken, das sich abstrakt am Markterfolg und am Gewinn orientiere, zunehmend korrumpiert.

Auch sehen sich die befragten Naturwissenschaftler und Ingenieure an der Wahrnehmung ihrer – ein rein ökonomisches oder betriebswirtschaftliches Kalkül transzendierenden – Verantwortung zunehmend gehindert. Mittlerweile entschieden meist halb- und eingebildete Betriebswirtschafter – die ja eigentlich parasitär von den Erträgen der Forschung lebten – darüber, welche Richtung Forschung, Entwicklung und Produktion einzuschlagen hätten. Statt die eminenten Probleme der Menschheit und die Qualität möglicher Problemlösungen zu bedenken,

hätten diese nur die Rentabilität und die zu erwartenden Gewinne im Sinn. In vielen Bereichen neigten die heutigen Manager dazu, zu eigentlichen Verhinderern des menschlichen Fortschritts zu werden. Beispielsweise dann, wenn sie sich gegen die Entwicklung von Medikamenten entschieden, von denen vor allem ärmere Menschen betroffen sind, oder wenn sie die ökologischen und sozialen Auswirkungen der von ihnen präferierten Erzeugnisse zu wenig berücksichtigten.

Nicht ohne Stolz wird darauf hingewiesen, dass die Schweiz in vielen Bereichen der Forschung und des Ingenieurwesens weltweit nach wie vor eine Leaderposition einnehme. Mit diesem Stolz ist ein hohes Sendungsbewusstsein verbunden: Der Schweiz werde auch in Zukunft die Aufgabe zufallen, der Welt – insbesondere in den Bereichen Maschinenbau, Medizin und Energieversorgung – hervorragende Problemlösungen zu präsentieren. Sie werde folglich auch nicht zu einem reinen Dienstleistungsland werden. Das Lohnniveau in der Schweiz sei zwar relativ hoch. Wegen der zunehmenden Automatisierung der Produktion werde dieser Faktor bei der Standortwahl indes künftig an Bedeutung verlieren. Die Wettbewerbsfähigkeit des Standorts Schweiz bewerten Ingenieure und Naturwissenschaftler tendenziell weniger nach betriebswirtschaftlich-kalkulatorischen Kriterien als vielmehr mit Blick auf das vorhandene Wissen und auf die vorhandene Infrastruktur.

Die Losung „Fortschritt durch Technik" gründet auf der Pionierrolle, welche die Schweiz in diversen Bereichen des Ingenieurwesens und der industriellen Umsetzung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse vorzuweisen hat. Sie wird auch heute noch in erster Linie von Personen vertreten, die beruflich in diesen Gebieten tätig sind. Gegenüber der affirmativen Technologiegläubigkeit, wie sie in den 50er und 60er Jahre verbreitet war, scheinen ihre Hoffnungen indes nüchterner geworden zu sein. Vor allem bei einer jüngeren Generation von Befragten herrscht das Bewusstsein vor, dass in Anbetacht der immensen ökologischen und sozialen Herausforderungen, die sich der Menschheit gegenwärtig stellen, zwar durchaus Zuversicht, aber keinesfalls Euphorie am Platze ist.

4.3 Die organisch-familialistische Variante: Hans und Marlis Meier

Hans Meier, Sohn einer Bauern- und Hotelierfamilie, geboren 1944 in einem Schweizer Alpenkurort; Kochlehre, Hotelfachschule, Wanderjahre. Marlis Meier, geboren 1952, städtisch-gewerbliches Herkunftsmilieu; Bürohandelsschule, Hotelfachfrau. Seit der Heirat im Jahre 1975 führen sie gemeinsam den von Hans Meiers Eltern übernommenen Hotelbetrieb. Sechs Kinder.

Als um die Wende zum 20. Jahrhundert herum die Erschließung des Bergtals durch eine Eisenbahnlinie in Aussicht stand, stellten die Großeltern von Hans Meier Weitsichtigkeit unter Beweis: Auf ihrem kleinen, in unmittelbarer Nähe zum Dorf gelegenen Bauernbetrieb errichteten sie das Gasthaus Adler, einen Beherbergungsbetrieb mit einigen wenigen Betten. Es war in erster Linie die Großmutter, die sich um das neue Gewerbe kümmerte, während der Großvater vorerst mit Leib und Seele Bauer blieb. Später dann, Anfang der 1940er Jahre, übergab er den Bauernhof an seinen Sohn und zog sich in den Beherbergungsbetrieb zurück. Nach seinem Tod Ende der 40er Jahre und als sich abzuzeichnen begann, dass die Großmutter auf Dauer mit dem Betrieb nicht mehr alleine zurechtkommen würde, standen die Eltern von Hans Meier vor der Frage, ob sie den mittlerweile sanierungsbedürftigen Hotelbetrieb weiterführen wollten. „Glücklicherweise haben sie es gemacht!", sagt Hans Meier heute.[313] Seine Mutter verfügte über kaufmännisches Geschick und hatte sich zur Saaltochter ausbilden lassen. Mit der definitiven Betriebsübernahme im Jahre 1954 veränderte sich auch das Leben des damals zehnjährigen Knaben: „Nachher sind wir, mein Bruder und ich, natürlich einerseits in diesem kleinen Gastwirtschaftsbetrieb aufgewachsen, aber haben nebenzu auch in der Bauerei geholfen."

„Man hat einen Auftrag, möglichst diese Tradition weiterzuführen. Das ist ein wenig die Zielsetzung, die ich habe", sagt Hans Meier und kommt auf seinen Sohn Andreas zu sprechen, der gegenwärtig in der Westschweiz eine Kochlehre absolviert. „Von dort her sieht man, dass gewisse günstige Voraussetzungen sich schon jetzt tun anbahnen." Andreas, nach Hanna, der einzigen Tochter, das zweitälteste der sechs Kinder, hat die gleiche berufliche Laufbahn eingeschlagen wie sein Vater. 1960 nahm Hans Meier in einem Westschweizer Hotelleriebetrieb eine Kochlehre in Angriff. Sie stand am Anfang einer 16-jährigen Zeit der Lehr- und Wanderjahre, die ihn 1975, mittlerweile verheiratet, auf den elterlichen Betrieb zurückführten. „Für mich ist schon damals ganz klar gewesen, dass ich, wenn ich die passende Frau finde – das ist eine ganz wichtige Voraussetzung – dass ich nachher den elterlichen Betrieb übernehmen werde, weil ich einfach schon damals gesehen habe, dass da noch gewisse Entwicklungsmöglichkeiten sind." Im Anschluss an die Kochlehre hatte er die Hotelfachschule absolviert, war ein Zeit lang als Steward bei der Swissair gewesen, hatte während sechs Jahren in amerikanischen und britischen Hotels gearbeitet und war nach seiner Rückkehr in die Schweiz zuerst in der betriebsinternen Schulung, dann als Sanierer und Krisenmanager für eine Schweizer Hotelkette tätig gewe-

313 Interview mit Hans Meier im Mai 1996: Peter Schallberger und Florence Vuichard. Interview mit Marlis Meier im August 1996: Claudia Honegger und Peter Schallberger.

sen. Die passende Frau fand er ganz am Schluss seiner Wanderjahre in einem neu eröffneten städtischen Hotelbetrieb.

Marlis Meier, die heute gemeinsam mit ihrem Mann das Hotel Adler führt, wurde 1952 in Zürich geboren. Ihre Eltern besaßen einen Gewerbebetrieb, der heute von ihrem älteren Bruder weitergeführt wird. „Es ist auch ein Generationenbetrieb", bemerkt sie. Als einem Mädchen kleinbürgerlicher Herkunft standen ihr Ende der 1960er Jahre nur wenige Ausbildungswege offen. „Eine praktische Ausbildung ist einfach von dieser Generation her nicht unbedingt gefördert worden." So absolvierte sie denn die Bürohandelsschule und suchte gezielt eine Stelle, die ihr einen direkten Kundenkontakt ermöglichen sollte. „Ich bin nicht der Bürotyp gewesen", sagt sie. Die passende Stelle fand sie an der Rezeption eines Hotels und fasste, noch bevor sie ihren Mann kennen lernte, den Entschluss, in der Branche zu bleiben und die Hotelfachschule zu absolvieren. „Ich hab gefunden, jetzt möchte ich dort einfach noch die Ausbildung abrunden und fertig machen."

Die Betriebsübernahme erfolgte nach der Heirat im Jahre 1975. Der Betrieb, zu dem damals nebst dem 30-Betten-Hotel auch ein größeres Restaurant gehörte, wurde zuerst mit nur acht Angestellten geführt. Dies bedeutete, dass sich Marlis und Hans Meier nicht ausschließlich auf Führungsaufgaben beschränken konnten, sondern auch „Stellvertreteraufgaben" übernahmen. Hans Meier war insbesondere in der Küche tätig, Marlis Meier im Servicebereich. Dass das funktionierte, obwohl zwischen 1976 und 1981 vier Kinder zur Welt kamen, bezeichnet Marlis Meier als eine „Frage der Organisation". Die Führung des Hotels und die Betreuung der Kinder teilten sich die Eheleute zu etwa gleichen Teilen auf. Daneben galt es für die Kinder schon früh, Selbständigkeit zu entwickeln und füreinander Verantwortung zu übernehmen. Hanna, die sich gegenwärtig zur Kinderkrankenschwester ausbilden lässt, habe schon als Fünfjährige Teile der „Mutterfunktion" übernommen und bilde auch heute noch das eigentliche „Zentrum der Familie". Das damals eingeführte Ämtchenwesen bewährt sich bis auf den heutigen Tag, zumal die jüngsten zwei Kinder erst vier resp. acht Jahre alt sind: „Es rotiert: Eines hat jeweils Kinderdienst, eines hat Tierchendienst, eines hat Haushaltungsdienst und eines hat frei. Die Haushaltung machen wir selber und zwar ganz bewusst – damit wir irgendwo ein Reduit haben, wo einfach nur wir, also die Familie, vorhanden sind."

Im Jahre 1987 eröffnete die Familie Meier ihre vollständig neu errichtete Hotelanlage, die nunmehr beinah die gesamte Fläche des ehemaligen Landwirtschaftsbetriebs einnimmt. Der Neubau wurde nicht ausschließlich als Hotelbetrieb konzipiert: Um einen ausgedehnten Platz mit Dorfkerncharakter herum, in dessen Zentrum ein Brunnen und ein Kinderspielplatz liegen, wurde ein eigentliches Dorf im Dorf errichtet.

Hier wurden mehrere Geschäfte und Dienstleistungsbetriebe angesiedelt, die Dorfniederlassung der Post etwa, eine Drogerie und die Filiale eines Großverteilers. In die neue Anlage wurden auch mehrere Mietwohnungen sowie die Wohnung der Eltern von Hans Meier integriert. Letztere befindet sich exakt an der Stelle, an der früher das Bauernhaus stand. Nach hinten ist der Platz auf ein kleines Stück unbebauten Landes hin geöffnet. Dort steht ein kleiner Stall, der ein paar Tiere – Kälber, Kaninchen, Hühner und einen Esel – beherbergt. Ein wenig versteht sich Hans Meier immer noch als Bauer, wobei er einräumt, dass dieses Schrumpfgebilde des ehemaligen Bauernhofs heute primär für die Kinder der Hotelgäste gedacht sei. Nicht nur die besondere Präferenz für kleine Hotelgäste, auch ein strenges betriebswirtschaftliches Kalkül hatten Hans und Marlis Meier dazu veranlasst, das neue Hotel als ein Familienhotel zu konzipieren. Zum Grundangebot des Hauses gehört ein professionell betreuter Kindergarten.

Das Zielpublikum des 80-Betten-Betriebs sind Familien aus den Ballungszentren des Schweizer Mittellands, die, wie Hans Meier sagt, dem „gutbürgerlichen Mittelstand" angehören. Der Betrieb beschäftigt rund vierzig Angestellte, von denen zwölf sich in Ausbildung befinden. „Das darf man jetzt ruhig zur Kenntnis nehmen: Wir bilden zwölf Lehrlinge aus." Bei der Lehrlingsausbildung hat sich zwischen Marlis und Hans Meier ein Muster der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung etabliert, das in familienwirtschaftlich geführten Betrieben Tradition hat: Während sich Hans Meier auf der öffentlich-politischen Ebene mit Fragen der Lehrlingsausbildung befasst, untersteht Marlis Meier die praktische Ausbildung der Lehrlinge im Inneren des Betriebs. Als „Außenminister des Betriebs", als den ihn seine Frau bezeichnet, ist Hans Meier unter anderem Mitglied einer Kommission, die für die Konzipierung und Koordination der Lehrlingsausbildung im Gastgewerbe zuständig ist. Die Praxis der Lehrlingsausbildung, sagt Marlis Meier, „funktioniert gleich wie in der Familie: Der ältere Lehrling muss für den jüngeren schauen. Er muss ihn betreuen – unter meiner Anleitung."

Sieht man von der traditionellen Trennung zwischen öffentlichen und privaten Tätigkeiten ab, so stellen sich die geschlechtsspezifischen Macht- und Verantwortungsverhältnisse im Meierschen Familienbetrieb als ausgesprochen egalitär dar. Marlis Meier betreut neben der Lehrlingsausbildung die Hauswirtschaft und die Betriebsfinanzen; Hans Meier ist für den Küchen- und Servicebereich sowie für das Marketing verantwortlich. Parallel zum Hotelbetrieb unterhält Familie Meier zwei große Restaurants, von denen eines im alten, von den Großeltern errichteten Gasthaus untergebracht ist. Hierdurch wird dem Umstand Rechnung getragen, dass die große Mehrzahl der lokalen Kur- und Feriengäste nicht in einem der wenigen Hotels, sondern in Ferienhäusern

und Mietwohnungen untergebracht ist. Das alte Gasthaus, das Anfang der 90er Jahre vollständig renoviert wurde, beherbergt die Angestellten des Familienbetriebs. Es handelt sich dabei um Ehepaare, von denen die meisten aus Portugal sowie aus dem ehemaligen Yugoslawien stammen. Marlis Meier legt die Vorteile dieser – für die Schweizer Hotellerie eher untypischen – „Ehepaarlösung" anhand eines Beispiels wie folgt dar: „Die Frau ist in der Abwäscherei, der Mann ist in der Küche. Der Mann hat seine eigentliche Arbeit um zehn abgeschlossen; das heißt, die ganze Küchenreinigung ist um zehn abgeschlossen. Er hat aber noch nicht Feierabend. Er muss warten, bis das Restaurant zu ist. Und wenn es der Ehemann ist, dann schaut dann die Frau schon, dass er ihr helfen kommt in der Abwäscherei! Sonst stünde er vielleicht irgendwo in einer Ecke und würde diese Zeit irgendwie sonst überbrücken. Und so geht er ihr ganz bewusst helfen, damit auch sie fertig wird mit ihrer Arbeit."

Marlis und Hans Meier haben in verschiedener Hinsicht immense Modernisierungsleistungen erbracht. Ihnen ist indes eigen, dass sie nicht auf „Enttraditionalisierung", d.h. auf einen Bruch mit dem Tradierten und Ererbten, sondern im Gegenteil auf dessen Bewahrung ausgerichtet sind. Sowohl Hans als auch Marlis Meier wurden in ein familienökonomisch strukturiertes Sozialmilieu hineingeboren. Beide haben sich den traditionalen Bindekräften ihres Herkunftsmilieus entzogen, indem sie ihren beruflichen Werdegang einem modernen, selbstbestimmten Regime unterstellt haben. Was vordergründig als ein Ausbruch aus den einengenden Verhältnissen eines Schweizer Bergtals respektive einer kleinbürgerlich-städtischen Gewerblerfamilie erscheint, entpuppt sich als der Versuch, die eigene Persönlichkeit und die eigenen Kompetenzen auf die Höhe der Zeit zu bringen, um auf diesem Wege den intergenerationellen Bestand des Ererbten zu sichern. Von seinen beruflichen Qualifikationen und seinen analytischen Fähigkeiten her hätte für Hans Meier jederzeit die Möglichkeit bestanden, inner- oder auch außerhalb der Hotellerie zu einem gut verdienenden Top-Manager zu werden. Er hat diese Option bewusst nicht gewählt: „Ich habe einen ganz anderen Auftrag als letztlich nur gerade einfach Geld zu verdienen", sagt er, und empfindet es als seine Pflicht, mittels geeigneter Modernisierungsleistungen für die Kontinuität der Familientradition und nicht bloß für sein „eigenes *Füräbetli*" zu sorgen.

Vor diesem Hintergrund könnte man Hans Meier als einen konservativen Modernisierer bezeichnen. Sein Handeln ist darauf ausgerichtet, jeweils genau diejenigen Anpassungsleistungen zu erbringen, die die Bewahrung des Familienbetriebs zu sichern vermögen. Fortschritt bedeutet für ihn nicht, die bestehenden Verhältnisse zu revolutionieren und etwas gänzlich Neues zu schaffen. Für ihn gilt es vielmehr, mittels adaptiver Modernisierung für Bedingungen zur sorgen, unter denen das

Hergebrachte in gleichsam natürlicher Weise wachsen, sich entfalten und ständig von Neuem zur Blüte gelangen kann.

Dieser konservative Modernismus kommt beispielsweise darin zum Ausdruck, dass Meiers Eltern trotz des Hotelneubaus den gleichen Fleck Erde bewohnen wie früher und dass zur Meierschen Hausökonomie nach wie vor – wenn auch in veränderter Funktion – ein Bauernbetrieb gehört. Außerdem empfinden sie eine hohe Verantwortung für das Gemeinwohl. Dies zeigt sich etwa daran, dass Hans Meier ehrenamtlich öffentliche Ämter bekleidet, dass der Betrieb der Gemeinde einen öffentlichen Platz, eine „Stätte der Begegnung", wie Hans Meier sagt, zur Verfügung stellt, dass der Betrieb überdurchschnittlich viele Lehrlinge ausbildet und dass auf dem Betrieb – auch wenn diese Praxis auch eine ökonomische Begründung hat – Ehepaare beschäftigt werden. Während des Servicekurses, den Hans jeweils zu Saisonbeginn durchführt, mahnt er seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sie hätten sich dessen ständig bewusst zu sein, dass, wenn der Gast „seine drei Franken zehn bezahlt für seinen Kaffee, dass im Prinzip ein ganz großer Teil von diesen drei Franken zehn der Lohn ist von uns allen." Dieser Appell an eine familialistische Moral ist noch ein vager Nachhall des von Max Weber um 1900 diagnostizierten „Kommunismus des Risikos und des Ertrags":„Es kommt in Europa, besonders in den Alpengebieten vor, z.B. bei Schweizer Hotelierfamilien, aber auch anderwärts gerade bei ganz großen, in Familien erblichen Welthandelsgesellschaften, dass als Rest der, im äußeren Sinn des Wortes, völlig geschwundenen Hausgemeinschaft und Hausautorität gerade noch der Kommunismus des Risikos und des Ertrags: das Zusammenwerfen des Gewinns und des Verlusts sonst gänzlich selbständiger Geschäftsbetriebe weiterbesteht."[314]

„Die *Gastung*, die wir jetzt haben, steht und fällt mit der persönlichen Betreuung", sagt Marlis Meier. Der Gast wolle heute wissen, bei wem er zu Gast sei; er wolle wissen, dass er willkommen sei. Für das Wirte-Ehepaar folgt daraus, dass es praktisch rund um die Uhr um das Wohlbefinden seiner Gäste bemüht ist. Emotionalität und die Verfolgung wirtschaftlicher Interessen sind hierbei eng miteinander verknüpft. Damit der Betrieb kommerziell überhaupt erfolgreich sein kann, müssen Marlis und Hans Meier ihr berufliches Handeln an einem Gastlichkeitsethos ausrichten, das in gewisser Weise einen vor-kommerziellen Charakter besitzt. Aus der Praxis professioneller Gastlichkeit lassen sich die emotionalen Momente, die auf einer primären Gastfreundschaft gründen, nie vollständig auslagern. Sie verlangt nach Formen der persönlichen Anteilnahme, die denjenigen nicht unähnlich sind, die innerhalb von Primärgruppen, beispielsweise der Familie, zum Tragen kommen.

314 Max Weber ([1922]1980: 215).

In den Worten von Hans Meier setzt sie voraus, „dass man die Leute gut mag, dass man die Leute gern hat". „In den allzu guten Jahren", sagt Marlis Meier, „ist das ein wenig verloren gegangen. Aber wenn man das heute vermehrt wieder sieht und das dem Personal weitergeben kann, dann haben wir Zukunft!"

Die Weltanschauung von Marlis und Hans Meier ist von der familienökonomischen Form ihres Wirtschaftens stark geprägt. Der Stil ihres Denkens kann als organisch-familialistisch bezeichnet werden. Zu den zentralen Ordnungsleistungen von Hans Meiers Denken gehört, dass in ihm die affektiven Momente professioneller Gastlichkeit unmittelbar mit Weiblichkeit konnotiert sind. Für „das, was unter die Haut geht" ist in erster Linie „die Seele des Hauses", will heißen, „die Frau im Haus" verantwortlich. Denn, so Hans Meier, „ein Hotel ist ja im Prinzip ein großer Haushalt. Es hängt sehr vieles mit Haushalt, Mutter, Hauswirtschaft zusammen". Marlis Meier teilt die Ansicht ihres Mannes: Sie spricht von einer spezifischen „Frauenfunktion", die in der Ferienhotellerie nicht einmal durch eine Gouvernante oder eine gute Sekretärin ersetzt werden könne.

In diesem funktionalistischen Modell einer Ordnung der Geschlechter kommt exemplarisch zum Ausdruck, was für das sozialtheoretische Denken von Marlis und Hans Meier allgemein gilt. Gleich wie die Familie erscheint Gesellschaft als ein organischer Funktionszusammenhang, innerhalb dessen jedem Einzelnen ein (vor-)bestimmter Platz, resp. eine (vor-)bestimmte Funktion zufällt. Ganz unabhängig davon, in welcher Reichweite „Gesellschaft" gerade thematisiert wird – ob also gerade vom Dorf, von der Region, vom Kanton oder von der Schweiz die Rede ist: für Marlis und Hans Meier steht fest, dass innerhalb des jeweiligen Ordnungsgefüges jedes einzelne Element auf die anderen angewiesen und von den anderen abhängig ist. Für das Dorf zum Beispiel ist der Tourismus „lebensnotwendig", weil das gesamte übrige Gewerbe ohne den Tourismus nicht existenzfähig wäre. Und dem Schweizer Tourismus kann es wirtschaftlich nur dann gut gehen, wenn es der Schweizer Wirtschaft insgesamt gut geht. So sind denn alle Wirtschaftszweige organisch miteinander verbunden. Dieses „Verständnis" wechselseitiger Interdependenz und wechselseitiger Abhängigkeit gelte es an den Schulen wieder vermehrt zu fördern. In seiner Familie, sagt Hans Meier, könne „keines sagen, es brauche das andere nicht".

Als Kittfaktor, der das Ganze zusammenhält und die einzelnen Elemente aufeinander verpflichtet, fungiert im Denken von Marlis und Hans Meier eine familialistische Moral. Sie kommt dadurch zustande, dass jeder Einzelne sich seiner Stellung, seiner Funktion und seiner Verantwortung innerhalb des Ganzen bewusst ist, und sich in seinem Handeln von diesem Bewusstsein leiten lässt. Konkret kann das heißen,

dass man eine permanente Bereitschaft zeigt, sich dynamisch und flexibel auch den neuen Herausforderungen zu stellen, die mit der Stellung, die man einnimmt, im Verlaufe der Zeit verbunden sein können. Dieses adaptive Bildungsideal gründet bei Marlis und Hans Meier auf einer konservativen Vorstellung von Individualität: Man hat sich als der Typus von Mensch, der man aufgrund seiner je besonderen Begabungen und Fähigkeiten – zum Teil auch aufgrund seiner je besonderen Herkunft – ein für alle mal ist, resp. in der Stellung, die einem aufgrund dieser besonderen Individualität zufällt, dauerhaft zu bewähren. In dem Milieu, dem Marlis und Hans Meier entstammen, hat sich für die Realisierung dieses adaptiven Bildungsideals eine eigene Form etabliert: Der „Gang in die Fremde" dient dazu, sich seiner besonderen Individualität und seines besonderen Auftrags zu vergewissern. Aus ihm kehrt man geläutert als derjenige zurück, der man im Grunde genommen immer schon war – nur dass man das bis dahin noch nicht so genau wissen konnte. „Man soll nie jemanden umpolen wollen", sagt Marlis Meier.

Das Gesellschaftsbild von Marlis und Hans Meier weist auch in einem sehr konkreten Sinne berufsständisch-korporatistische Züge auf. Besonders deutlich wird dies, wenn sich Hans Meier zur Berufsbildung im Gastgewerbe äußert. Seiner Ansicht nach sollen nur diejenigen, die über die entsprechenden Zertifikate und Fähigkeitsausweise verfügen, sich frei in diesem Gewerbe betätigen dürfen. Die von liberaler Seite geforderte und zum Teil durchgesetzte Deregulierung der Gastgewerbeordnung führt zu Wildwuchs und lässt – weil alles mit allem zusammenhängt – die gesellschaftliche Ordnung insgesamt aus den Fugen geraten.

Stolz weist Hans Meier darauf hin, dass sich sein Betrieb immer schon für die „Vermarktung des einheimischen Produkts" stark gemacht habe. Sein Dorf verwandelt sich in eine geschlossene und wohlgeordnete Subsistenzökonomie, wenn er seinen Gästen jeweils erklärt: „Das Kalbfleisch, das ich auf der Karte habe, das Du heute Abend isst, – dieses Kälbchen ist in diesem Stall dort geboren und gemästet worden, der Metzger hat es hier am Ort geschlachtet und hier bei mir im Restaurant isst Du jetzt dieses Fleisch. Also der Kreis ist geschlossen, und zwar eben der totale, gesamthafte Kreis." Im Meierschen Idealmodell gesellschaftlicher Interaktion fügt sich harmonisch das Einzelne ins „Gesamthafte" ein. In diesem integrierten „Räderwerk" – auch dies eine von Hans Meier wiederholt verwendete Metapher – hat alles seinen festen Platz und seine feste Funktion.

Die zeitdiagnostischen Ausführungen von Hans und Marlis Meier, die sich in erster Linie um die gegenwärtigen Krisenerscheinungen in der Schweizer Tourismusbranche drehen, fallen ausgesprochen kritisch aus. Man hat sich fälschlicherweise der natürlichen und „vernünftigen" Dynamik des Wachsens und Reifens widersetzt und ist eines Sinns für

die – von Marlis und Hans Meier als natürlich gedachte – korporativ-organische Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen verlustig gegangen. Das „unvernünftige" Wachstum der Branche sowie das Verschwinden einer familialistischen Moral in der Gesellschaft gehen nicht zuletzt auf ein Versagen der staatlichen Ordnungspolitik zurück. Ein falsches Verständnis von „Gewerbefreiheit" und die aus ihm abgeleitete Politik der Deregulierung hätten dazu geführt, dass die Branche in den vergangenen Jahren viel zu schnell gewachsen sei. „Man hat sehr unvernünftig expandiert auf diesem Sektor." Hans Meier schätzt, dass es in der Schweiz mittlerweile dreißig Prozent zu viele Hotel- und Restaurationsbetriebe gibt. Er prognostiziert, dass diese „überfälligen" Betriebe in den nächsten paar Jahren wieder verschwinden werden. „Es macht nichts! Es macht nichts!" Denn: „Es hat einen Haufen Betriebe, die heute keine Berechtigung mehr haben, Betriebe zu sein! Kein Berechtigung!" Fähigkeitsausweis um Fähigkeitsausweis sei im Zeichen angeblicher Gewerbefreiheit gestrichen worden, so dass „jeder Tropf, jeder Tropf!" ins Gastgewerbe habe eindringen können. Diese „nicht professionellen Leute" hätten dem „Ansehen von unserem Gewerbe" einen immensen Schaden zugefügt, es teilweise gar kaputt gemacht. Bei der Begründung seiner Prognose setzt Meier – paradoxerweise – auf die Kräfte des Marktes. In der Wirtschaft sei es gleich wie in der Natur: „Das ist natürlich! Das ist in der Natur auch so! Wenn es viele Mäuse gibt, dann gibt es eine Epidemie. Und nachher verrecken die halben." Dafür, dass die Tourismusbranche sich gegenwärtig in einem Zustand der Unordnung befindet, gibt es für Marlis Meier einen weiteren Beleg: Viele Anbieter von Ferienwohnungen seien neuerdings dazu übergegangen, ihre Wohnungen auch tageweise zu vermieten: „Ich hab jetzt persönlich ein wenig Mühe damit. Denn so machen sie im Prinzip eben ... – übernehmen sie Hotelfunktion."

Nicht nur eine fehlgeleitete Ordnungspolitik, auch weiteres Versagen des Staates sind in der Sicht von Marlis und Hans Meier mitverantwortlich dafür, dass sich die Schweizer Tourismusbranche in einer wirtschaftlichen Krise befindet. Die Einführung der Mehrwertsteuer, die verfehlte Geldpolitik der Nationalbank sowie die Unfähigkeit der Politiker, der Lohn-Preis-Spirale Einhalt zu gebieten, hätten die Schweiz für ausländische Touristen zu einer uninteressanten – weil viel zu teuren – Feriendestination werden lassen. Bezüglich des letztgenannten Punktes befinden sich Marlis und Hans Meier, deren Betrieb fast ausschließlich Schweizer Gäste beherbergt, allerdings in der Zwickmühle: „Für uns ist es das Schlimmste, wenn man im Radio hört, dass das Bundespersonal oder die städtischen Angestellten, oder wer das auch immer ist, wenn es heißt, wir könnten den Teuerungsausgleich nicht mehr bezahlen; wir könnten den dreizehnten Monatslohn nicht mehr bezahlen. Das ist für

uns, für unseren Betrieb das Schlimmste." Deshalb findet Hans Meier: „Das wäre das allergrößte Glück, das uns könnte ... das uns wieder auf der ganzen Ebene Erfolg bringen würde: Wenn man von einem Tag auf den anderen *restlos alles zusammen*, alles in der Schweiz um Größenordnung 20% von oben herunternehmen würde", also alle Löhne und alle Preise. Dass das nicht geht, ist freilich auch ihm klar.

Auch auf der Ebene des einzelnen Menschen, der einzelnen Persönlichkeit liegen Fehlentwicklungen vor, welche das Anhalten der Krise begünstigen. Wir hätten es heute mit einer Generation junger Leute zu tun, denen der Wille fehle, sich den Herausforderungen des Lebens zu stellen. Gerade im Gastgewerbe mangle es nicht an Lehrstellen, sondern „an der nötigen Beweglichkeit vom Lehrling", daran, „sich einfach zu bemühen!" Die heutigen Kinder seien verwöhnt – „sie haben die Stereoanlage, sie haben den Fernseher, sie haben weiß nicht was alles" –, sie hingen „am Rockzipfel" ihrer Eltern und wollten „auf ihre Privilegien" nicht mehr verzichten. Kurz: „Die wollen nicht fort von daheim." Dieser konsumistischen Lethargie stellt Meier ein Modell der Persönlichkeitsentwicklung gegenüber, in welchem dem Gang in die Fremde eine zentrale Bedeutung zufällt. Um zu einem lebenstüchtigen Menschen zu werden und seine Persönlichkeit zu komplettieren, habe man sich auf Wanderschaft zu begeben. Letztlich, so Marlis Meier, komme es „auf die Persönlichkeit an, ob etwas eine Zukunft hat oder nicht".

Um die Zukunft des eigenen Betriebs scheinen sich Marlis und Hans Meier keine Sorgen machen zu müssen. Zwar befürchtet Hans Meier, dass sich die Ertragslage in der Schweizer Hotellerie in den kommenden Jahren noch weiter verschlechtern wird. Doch der 18-jährige Sohn Andreas scheint – dies dokumentiert nicht zuletzt die Schlusspassage des mit ihm geführten Interviews[315] – den damit verbundenen Herausforderungen habituell bestens gewachsen zu sein:

> Interviewer: Ah ja, ja. Also es wird härter?!
> Andreas Meier: Ja, es wird härter. ... Das ist gut so!
> Interviewer: Ah ja?!
> Andreas Meier: Ja!

Konservativer Modernismus im Alltagsdenken: Der Hotelbetrieb von Familie Meier ist als eine „Familienökonomie" organisiert.[316] Weder liegt im Fall von Familie Meier eine vollständige Ausdifferenzierung der ökonomischen Sphäre und der Sphäre des Familienlebens vor, noch lässt sich sagen, dass das Handeln von Marlis und Hans Meier einer rein ökono-

315 Interview mit Andreas Meier im Juli 1996: Peter Schallberger und Florence Vuichard.
316 Zum Typus der Familienökonomie vgl. Sieder (1987), Rosenbaum (1982) sowie die Beiträge in Rosenbaum (1979).

mischen Rationalität folgt. Wäre es Hans Meier etwa ausschließlich um die Maximierung seines Lebenseinkommens gegangen, hätte er den elterlichen Betrieb mit größter Wahrscheinlichkeit nicht übernommen. Hieraus wird gelegentlich abgeleitet, dass es sich bei der Familienökonomie um eine „traditionale" Form des Wirtschaftens handle. Familienbetriebe seien nur überlebensfähig, wenn in das Denken der Familienmitglieder „traditionale Relikte" eingebaut seien – beispielsweise eine emotionale Bindung an das Ererbte oder ein Pflichtgefühl gegenüber der Familientradition. Gegen die Charakterisierung der Familienökonomie als einer „widersprüchlichen Einheit von Tradition und Moderne"[317] kann allgemein eingewendet werden, dass alle Formen des Wirtschaftens, auch die sogenannt „modernen", letztlich auf einem Fundament der Vergemeinschaftung gründen und deshalb die Dichotomie „traditional" versus „modern" äußerst problematisch ist.[318]

Bestreiten lässt es sich indes nicht, dass familienökonomisch geführte Bauern- oder Gewerbebetriebe im Vergleich mit managementgeführten Betrieben gewisse Eigenheiten aufweisen. Weil in ihnen das Motiv der Weiterführung einer Familientradition gegenüber dem Einkommens- oder Gewinnmotiv den Vorrang hat, können sie bei der Erbringung bestimmter Leistungen besonders effektiv sein. Da auf familieneigene Arbeitskräfte zurückgegriffen wird, kann der Arbeitseinsatz vergleichsweise flexibel und kostengünstig erfolgen. Denn in der Regel ist die Ausbeutung der familieneigenen Arbeitskräfte durch nichts anderes restringiert, also durch die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit. Wegen ihrer langfristigen, generationenübergreifenden Bestandsperspektive ist in die Familienökonomie des weiteren strukturell der Anreiz eingebaut, mit den vorhandenen Ressourcen schonend umzugehen resp. sie „nachhaltig" zu bewirtschaften. Außerdem ist denkbar, dass die emotionalen Ressourcen, die für die Erbringung bestimmter personenbezogener Dienstleistungen erforderlich sind, sich in einem Familienbetrieb leichter mobilisieren lassen als in einem managementgeführten Betrieb: Die Gastfreundschaft von Familie Meier erscheint gerade deshalb als besonders authentisch, weil sie ihren Gästen konsequent als eine Familie entgegentritt. Hinsichtlich der Arbeitsorganisation erscheint der Familienbetrieb als ein organisches Ganzes, zu dessen Funktionieren jedes einzelne Familienmitglied – zumindest imaginär gelten als Familienmitglieder auch die Angestellten des Betriebs – entsprechend seinem Arbeitsvermögen, seinen individuellen Stärken und der ihm zustehenden Autorität seinen je eigenen Beitrag leistet. Selbst wenn er die diversesten Außenbeziehungen unterhält und

317 Hildenbrand et al. (1992).
318 Vgl. Schallberger (1999).

faktisch von ihnen abhängig ist, wird der Familienbetrieb in der Binnenperspektive tendenziell als eine in sich geschlossene, gleichsam autark funktionierende „ganze" Welt wahrgenommen.[319]

Am Fall von Marlis und Hans Meier wird exemplarisch sichtbar, dass die Einbindung in eine bestimmte Organisationsform des Wirtschaftens sich in hohem Maß e prägend auf den individuellen Stil der Wirklichkeitswahrnehmung und der Wirklichkeitsdeutung niederschlägt. Wie auch andere Befragte, die in der Hotellerie, in der Landwirtschaft oder in einem gewerblichen Familienbetrieb tätig sind oder deren FamilienBiographie eine entsprechende Tradition aufweist, rekurrieren sie bei der Einschätzung und Bewertung der aktuellen Zustände in der Gesellschaft auf die ihnen sowohl als Deutungsvorlage wie auch als Idealbild dienende Ordnung der Familienökonomie. „Gesellschaft" – in welcher Reichweite auch immer – erscheint ihnen als ein wohlgeordnetes, geschlossenes und organisch integriertes Gebilde, das – sofern keine Störungen vorliegen – gleich wie eine Familie, resp. ein „Ganzes Haus" (Otto Brunner) funktioniert. Zentral ist die Vorstellung, dass jedem einzelnen Organ innerhalb dieses Gebildes, seien dies Individuen oder Gruppen, eine je besondere Aufgabe zufällt. Die pflicht- und verantwortungsbewusste Erfüllung dieser Aufgabe, die sich auf eine familialistische Moral stützt, stellt dabei eine unabdingbare Voraussetzung sowohl für die Stabilität als auch für ein ausgewogenes Wachsen des Ganzen dar. Damit ist keineswegs eine Leugnung von Individualität verbunden. Jeder einzelne steht im Gegenteil gar in der Pflicht, an dem ihm zustehenden Ort und im Einklang mit dem Wachstum des Ganzen seine Individualität möglichst voll zur Enfaltung zu bringen. Dieser konservativen Auffassung von Individualität liegt die Vorstellung zugrunde, dass die Menschen von Natur aus ungleich sind und ihnen folglich ihre Stellung innerhalb der Gesellschaft entsprechend ihren je besonderen Fähigkeiten und Begabungen zugewiesen wird. Mit dem organizistischen Gesellschaftsbild und dieser spezifischen Auffassung von Individualität ist – insbesondere in Wirtschaftsfragen – eine Haltung verbunden, die starke Anklänge an ein ständisch-korporatistisches Denken besitzt. Die gesellschaftliche Ordnung würde durcheinander geraten, wenn sich jedermann beliebig an irgendeiner Stelle innerhalb des Ganzen niederlassen könnte. Um dies zu verhindern, bedarf es regulativer Kontrollen. Der Staat oder auch einzelne Berufsgruppen oder Berufsverbände haben festzulegen, welchen Standards man Genüge zu leisten hat, um in einen bestimmten „Berufstand" aufgenommen zu werden.

---

[319] Zu diesem „Subsistenz"-Deutungsmuster und seinen historischen Ursprüngen, vgl. ausführlicher Schallberger (1996).

Nebst diesen Motiven, die sich auf die „soziale Statik" oder den „Ordo" der Gesellschaft beziehen, ist mit dem organisch-familialistischen Denken auch eine eigensinnige Konzeption von Fortschritt und „sozialer Dynamik" verbunden. Besonders auffallend ist in diesem Zusammenhang, dass die Befragten oftmals auf eine „naturalistische" Rhetorik des Wachsens und Reifens Zugriff nehmen. Wenn gesellschaftlicher Fortschritt in einer „unnatürlichen" und folglich „unvernünftigen" Weise entweder forciert oder aber behindert wird, fügt dies dem gesellschaftlichen Ganzen unweigerlich Schaden zu. Das natürliche Maß zu kennen ist ein Privileg derjenigen, die sich in ihrer konkreten Arbeit ein entsprechendes Erfahrungswissen aufgebaut haben oder denen ein solches durch Tradition weitergegeben wurde. Vor allem bei Bäuerinnen und Bauern finden sich beispielsweise wiederholt Äußerungen, die sich nicht – wie gelegentlich missverstanden wird – gegen eine „Ökologisierung" der Landwirtschaft, sondern gegen die Expertisierung und Entkonkretisierung des Wissens über ökologische Zusammenhänge richten.[320]

Veränderungen auf der Ebene des Gesamtorganismus, die von einzelnen seiner Teile ausgelöst wurden, können es erforderlich machen, dass von den übrigen Teilen adaptive Modernisierungsleistungen erbracht werden müssen. Sie zielen auf die Schaffung von Bedingungen, die dem Ererbten und Tradierten eine Zukunft ermöglichen.

Dieser organisch-familialische Denkstil, der hier etwas abstrakt dargestellt wurde, ist höchst konkretistisch. Die befragten Personen entwickeln keine soziologischen Großtheorien. Auch die „letzten Axiome" (Max Weber) ihres Denkens und die ihm zugrundeliegenden Sittlichkeitsideale bleiben in ihren Ausführungen eher implizit. Wenn über die Zukunft gesprochen wird, dann über die Zukunft eines Betriebs, einer Familie, einer Region oder einer Branche. Außerdem ist in ihren Ausführungen weniger von der Zukunft als vielmehr von der Gegenwart die Rede; sie sind auch in zeitlicher Hinsicht konkretistisch. Ihre Gegenwartsdiagnose verläuft entlang der folgenden drei Hauptlinien: Erstens wird für die Gegenwart eine Erosion der familialistischen Moral festgestellt. Es mangele der Schweizer Bevölkerung an einem Bewusstsein über die Notwendigkeit eines leistungsfähigen Bauernstandes; es herrsche ein unzureichendes Verständnis des zentralen Bedeutung des Tourismus für das Land vor u.s.w. Zweitens zeichneten sich in der Gegenwart zunehmend ein Verfall von Persönlichkeit und Charakterstärke ab: Durch Wohlstand und antiautoritäre Erziehung seien an die Stelle richtig verstandener Individualität Lethargie sowie ein genussorientierter Individualismus getreten. Und drittens wird für die Gegenwart eine zu

[320] Hierzu ausführlicher Schallberger (2001).

schnelle, unausgewogene oder schlicht in die falsche Richtung verlaufende Dynamik des gesellschaftlichen Fortschritts diagnostiziert. Die Vertreter des konservativen Modernismus stellen sich beispielsweise radikal gegen eine vollständige Deregulierung der Gewerbeordnung. Gerade in diesem Punkt zeigt sich, dass die Wirtschaftskonzeption, die im Rahmen eines organisch-familialistischen Denkens entworfen wird, einen zutiefst widersprüchlichen Kern besitzt. Auf der einen Seite wird auf unternehmerische Selbständigkeit und unternehmerische Freiheit gepocht, während gleichzeitig auf der anderen Seite für den eigenen Stand – oder auf einer höheren Aggregationsstufe: für die Nation Schweiz – Ansprüche auf Sonderschätzung oder Sonderprotektion geltend gemacht werden.

4. 4 Synthese: Traditionen des Modernisierungsdenkens in der Schweiz

Den Zukunftsvorstellungen von Edgar Leutwyler und André Jann sowie von Marlis und Hans Meier liegen unterschiedliche Denkstile zugrunde, mit denen auch eine je besondere Konzeption von „Modernisierung" und „Fortschritt" verbunden ist. Dass wir in den drei Varianten auf verschiedenartige Denkstile gestoßen sind, erklärt sich daraus, dass sie unterschiedlichen sozialmoralischen Milieus entstammen. Indes liegt in allen Fällen eine Herkunftskonstellation vor, mit der gleichsam genuin eine je spezifische Tradition der Weltanschauung verbunden zu sein scheint. Der Denkstil von Edgar Leutwyler lässt sich in einer „liberalen", derjenige von André Jann in einer „technizistischen" und derjenige von Marlis und Hans Meier in einer „konservativen" Deutungstradition verorten. An dieser Stelle kann keine ausführliche „historisch-genetische" Rekonstruktion dieser drei Deutungstaditionen erfolgen. Es soll nur versucht werden, die bislang vorgenommenen Zurechnungen wenigstens ansatzweise zu begründen.

In seiner für die Rekonstruktion von Sinnsystemen nach wie vor vorbildhaften Studie aus dem Jahre 1925 umreißt Karl Mannheim die Grundintention des „Konservatismus" wie folgt: „Die gemeinschaftsgebundenen Erlebnisse werden in verschiedenen Formen gegen die Vergesellschaftungserscheinungen (...), die Familie gegen den Vertrag, die Gefühlsgewissheit gegen die Rationalität, die innere Erfahrung gegen die mechanistische ausgespielt."[321] gemäß Mannheim konkretisiert sich dies unter anderem daran, „dass der Konservative zumeist von organischen Kollektivverbänden aus (deren Urbild die Familie ist) das historische

321 Mannheim ([1925]1984: 85).

Leben konstruiert."[322] Die von Marlis und Hans Meier ins Feld geführte Moral ist eine im Kern familialistische. Als ein Bewusstsein wechselseitiger Sorge und Abhängigkeit bildet sich ihr Keim innerhalb der Familie heraus. Von hier aus durchdringt und ordnet sie alle nachgelagerten Gemeinschaftstotalitäten – den Familienbetrieb, die Dorfgemeinschaft, die Talschaft, den Kanton, die Schweiz. Von der Vorstellung einer moralisch integrierten Gesellschaft leiten sich auch die korporatistischen Züge im Denken von Marlis und Hans Meier her. Der Gesellschaftskörper zerfällt, wenn die hergebrachten Regeln des Zutritts einzelner Individuen in einen bestimmten Berufsstand missachtet werden. Dem liberalistischen Postulat individueller (Gewerbe-) Freiheit hält der Meiersche Konservatismus einen „qualitativen Freiheitsbegriff" entgegen. Diesen umreißt Mannheim wie folgt: „Die Menschen sind ihrer Veranlagung nach, in ihrem innersten Sein, *ungleich*, und die Freiheit besteht darin, dass alles und jeder, seinem innersten Prinzip entsprechend, das ihm eigentümliche Wachstumsgesetz in sich entfalte."[323]

Entwicklung erscheint in der konservativen Perspektive als ein organisches Wachsen; als ein Prozess, in welchem Vergangenes im Gegenwärtigen aufgehoben wird, indem er es aufkeimend zur Entfaltung bringt. Ausschließlich in diesem Sinne lässt sich davon sprechen, dass der Zeitdiagnose von Marlis und Hans Meier ein Modell „fortschreitender Modernisierung" zugrundeliegt. Hierzu Mannheim: „Während für das ‚progressive' Denken jedes einzelne seinen zumeist letzten Sinn nur aus etwas vor ihm oder über ihm Liegenden, nur aus der Zukunftsutopie oder aus einer über dem Sein schwebenden Norm erhält, wird die Bedeutsamkeit des Besonderen im konservativen Denken aus etwas *hinter ihm* Liegenden, aus der Vergangenheit, oder aus dem im Keim Vorgebildeten geleitet. Was hier für das Erfassen des Besonderen Zukunft bedeutet, das bedeutet dort Vergangenheit; was hier die Norm, das leistet dort die Idee des ‚im Keime Vorgebildetseins'."[324] So sind auch die Modernisierungsleistungen der Familie Meier darauf ausgerichtet, das in der Familientradition Angelegte zur Blüte zu bringen.

Den im Konservatismus angelegten Konkretismus umreißt Mannheim wie folgt: „Einer der wesentlichen Charakterzüge dieses konservativen Erlebens und Denkens scheint uns das Sichklammern an das unmittelbar Vorhandene, praktisch *Konkrete* zu sein. Die Folge davon ist ein neuartiges, gleichsam emphatisches Erleben des Konkreten, dessen Widerschein im modernen Terminius ‚konkret' als eine revolutionsfeindliche Note stets aufweisbar ist."[325] Mannheim legt dar, dass das

322 Mannheim ([1925]1984: 123).
323 Mannheim ([1925]1984: 115).
324 Mannheim ([1925]1984: 120).
325 Mannheim ([1925]1984: 111).

konservative Denken nicht einfach mit Traditionalismus gleichzusetzen ist. In der historisch genetischen Betrachtung stellt es eine Reaktion auf die in Aufklärung und französischer Revolution sich formierende geistige Strömung des Liberalismus dar. „Dieses ‚rationalisierende', ‚quantifizierende' Denken ist eingebettet in eine seelische Verhaltungsweise und Erlebnisform den Dingen und der Welt gegenüber, die (...) als abstrakt charakterisierbar ist."[326] Edgar Leutwylers Denken, das wir als ein liberalistisches bezeichnet haben, ist „abstrakt" in dem Sinne, als Leutwyler viele seiner Einschätzungen aus von ihm für allgemein erachteten „Gesetzmäßigkeiten" herleitet: der allgemeinen menschlichen Natur etwa oder der Zyklizität aller Entwicklungsverläufe.

Um noch etwas genauer an den spezifischen Konservatismus von Familie Meier heranzukommen, müssten natürlich die schweizerischen Traditionen konservativen Denkens genauer untersucht werden. Gruner nimmt explizit auf Mannheim Bezug, wenn er in einem Aufsatz zum Schweizer Konservatismus das seinen divergenten Strömungen Gemeinsame wie folgt beschreibt: Das konservative Denken „entlarvt die Doktrinen seiner Antipoden als Abstraktionen, Systeme, ‚Chimären' usw. und pocht demgegenüber auf die Realität des *Bestehenden* als eines kontinuierlich *Wachsenden*."[327] Wir können hier auf die unterschiedlichen Ursprungskonstellationen und Entwicklungspfade, welche sich beispielsweise bezüglich eines eher ländlich katholischen oder eines eher städtisch protestantischen Schweizer Konservatismus rekonstruieren ließen, nicht weiter eingehen.[328] Zu betonen ist indes, dass – auch bezogen auf die Schweiz – Konservatismus nicht mit Traditionalismus gleichzusetzen ist. Er formierte sich als eine Reaktion auf die revolutionäre Helvetik (1798 bis 1803) und die liberale Bundesstaatsgründung von 1848. In diesen Gründerjahren der modernen Schweiz herrschte zwischen Liberalen und Konservativen ein eigentlicher „Kulturkampf"[329], der zwischenzeitlich gar in einen Bürgerkrieg mündete.[330]

Die feierliche Beschwörung von Föderalismus und direkter Demokratie ist im Schweizer Konservatismus ganz anders begründet als etwa in der liberalen Strömung, deren Repräsentant Edgar Leutwyler ist. Geht es den Konservativen – teilweise mythologisierend – um die Verteidigung der historisch gewachenen Föderalstruktur und einer Tradition der „Landsgemeindedemokratie", also um den „Schutz des histori-

326 Mannheim ([1925]1984: 81).
327 Gruner (1972: 141).
328 Mit der katholischen Tradition befasst sich Altermatt (1979 und 1991). Siehe auch den Eintrag „Schweizer Konservatismus" in Schrenck-Notzing (1996).
329 Vgl. Stadler (1996).
330 Vgl. Remak (1997).

schen Rechts“[331], so betonen die Liberalen die eher prozeduralen Vorteile einer föderalistischen Staatskonzeption. Es gilt, mittels Gewährung umfassender Partizipationschancen die innovativen Potenziale zu nutzen, die in der Vielfalt und Differenz der Kulturen angelegt sind, sowie den sozialen Frieden im Vielvölkerstaat zu wahren. Erich Gruner unterscheidet für die Schweiz drei politische Strömungen des Liberalismus, denen bei der Entstehung und frühen Entwicklung des modernen Bundesstaates[332] eine tragende Rolle zufiel: den Liberalismus, den Radikalismus und den Demokratismus. „Der gemeinsame geistige Grund liegt im Bekenntnis zur freiheitlichen Staats- und Gesellschaftsordnung, zur freien, geistigen Meinungsäußerung, kurz in den Idealen der Aufklärung und der französischen Revolution.“[333] Trennend indes sind unterschiedliche Auffassungen in zwei Fragen, deren Beantwortung für das kulturell und sozial äußerst heterogene Gebilde Schweiz von geradezu schicksalshafter Bedeutung ist: Zum einen in der Frage nach der angemessenen Staatsform – repräsentative *oder* direkte Demokratie?; zum anderen in der Frage nach dem Umfang der Autonomie der einzelnen Kantone und Gemeinden – Zentralismus nach französischem Vorbild *oder* Föderalismus? Für Föderalismus, Demokratie und darüber hinaus für eine Politik, die geleitet von einem „Ideal der sozialen Demokratie“[334] auch die Arbeiterschaft in den liberalen Bundesstaat zu integrieren versuchte, machte sich in Abgrenzung von den zwei anderen „freisinnigen“ Strömungen die Bewegung der Demokraten stark, die sich in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts vor allem in Zürich formierte.

Im Gegensatz zu der Deutung von Gordon Craig, der die Ablösung eines elitären Radikalismus in Zürich durch die demokratische Bewegung als eine „Krise des Liberalismus“ deutet, stellte der „Sieg der Demokratie über den Liberalismus“[335] vermutlich einen entscheidenden Schritt in Richtung Stabilisierung des modernen Bundesstaates dar. „Glauben Liberale und zum Teil auch Radikale, in der repräsentativen Demokratie liege an und für sich ein Element des sozialen Ausgleichs, so geben die Demokraten die sozialen Gegensätze in der Industriegesellschaft offen zu. Sie glauben aber, die Demokratie ließe sich derart fortentwickeln, dass die Klassengegensätze überwunden werden können. Der direkten Demokratie wird also eine gemeinschaftsbildende Kraft zugeschrieben.“[336] Das Zusammenleben unterschiedlichster Kul-

331 Gruner (1972: 260).
332 Eine hervorragende, theoretisch reflektierte Einführung in die Geschichte der modernen Schweiz bieten Hettling et al. (1998).
333 Gruner (1977: 73ff.).
334 Gruner (1977: 77).
335 Craig (1988: 283).
336 Gruner (1977: 78).

turgruppen sowie die Entradikalisierung der Klassengegensätze verlangte nach einer politischen Ordnung, in welcher die Respektierung von Differenz und die behutsame Suche nach Kompromissen institutionell verankert ist. So bilanziert etwa Hettling: „In der Fähigkeit, Heterogenität zuzulassen, zu respektieren und zugleich in einem föderalen politischen System übergeordnete politische Handlungseinheiten zu schaffen und demokratisch zu fundieren, kann die Schweiz nach wie vor als modellhaft gelten." [337]

Der schweizspezifische Liberalismus, der sich in der demokratischen Bewegung der 1860er Jahre formierte, weist neben der Insistenz auf dezentralen und partizipativen Strukturen der Entscheidungsfindung sowie die Verfolgung nicht nur wirtschafts-, sondern auch sozialpolitischer Ziele noch zwei weitere zentrale Charakteristiken auf: Eine radikale Verfechtung humanistischer Bildungsideale sowie eine eigenwillige Konzeption von „Bürgerlichkeit". Wie Craig eindringlich skizziert, vertraten bezüglich des ersten Punktes bereits die liberalen Vorläufer der demokratischen Bewegung ähnliche Positionen. „Zum bürgerlichen Liberalismus gehörte der Glaube daran, dass nicht nur legislative Reformen zur Verbesserung der Gesellschaft beitragen könnten, indem sie für die Abschaffung überholter Einrichtungen und die Beseitigung sozialer Ungerechtigkeiten sorgten, sondern auch die Institutionen und Formen der Kulturpflege – Schulen und Museen, Kunst und Literatur, Theater und Musik – indem sie die Erlösung der Menschen aus Unwissenheit und geistiger Knechtschaft begünstigen und sie aufgeklärter und sensibler machen würden."[338] Der Fall von Edgar Leutwyler zeigt exemplarisch, dass sich diese Betonung humanistischer Bildung auch im zeitgenössischen liberalen Alltagsdenken wiederfindet.

„Reichtum ist in der Schweiz, und das gilt für das 19. Jahrhundert genauso wie für die Gegenwart, nur als öffentlicher Reichtum darstellbar, nicht als privater." [339] In diesem Sachverhalt verbirgt sich gemäß Hettling eine spezifisch schweizerische Auffassung von Bürgerlichkeit: „Bürger zu sein war (...) auch eine Zumutung. Diese bestand nicht zuletzt darin, nicht zu egoistisch, nicht zu individualistisch zu sein. Deutlich wird dies am Gegensatz von Begriffen wie ‚Eigensinn' und ‚Bürger-Sinn', die als widerstreitende Orientierungen aufgefasst wurden."[340] „Bürger-Sinn" gründet auf einem „sittliche(n) Normengerüst für den Einzelnen, das ihm ein Gegengewicht zur ungezügelten Eigenlogik der kapitalistischen Welt verschafft und ihn immer wieder auch zur politi-

337 Hettling (1998a: 19f.).
338 Craig (1988: 160).
339 Hettling (1998b: 257).
340 Hettling (1998b: 254) Zu dieser spezifischen Auffassung von ‚Bürgerlichkeit' siehe die ausführliche Studie von Tanner (1995).

schen Aktivität für das Gemeinwesen befördert. Darin besteht zugleich die Besonderheit des bürgerlichen Wertsystems in der Schweiz – es leitet zur politischen Tätigkeit."[341] Es scheint uns der *demokratische* Liberalismus zu sein, aus dem sich das Denken von Edgar Leutwyler nährt. Weil sie der Tendenz nach innovative Problemlösungen begünstigen, erscheinen ihm dezentrale, partizipative und unbürokratische Entscheidungsstrukturen in Wirtschaft und Politik als wichtige Garanten dafür, dass in einer dynamisch sich entwickelnden Gesellschaft sowohl die Freiheit des Einzelnen als auch die kollektive Wohlfahrt ständig zunehmen können. Die individuelle Wahrnehmung der gesellschaftlich gebotenen Partizipationschancen setzt indes voraus, dass der einzelne Mensch über ein hinreichendes Maß an Mündigkeit verfügt. Folglich ist sicherzustellen, dass jedem Gesellschaftsmitglied der Zugang zu einer möglichst umfassenden und möglichst „ganzheitlichen" Bildung offensteht.

Diesem politisch-weltanschaulichen Credo entspricht eine spezifische Auffassung gesellschaftlichen Fortschritts. Er wird gedacht als das Ergebnis eines diskursiven Lernprozesses, der aus der Bewältigung widerkehrender Krisen und neuauftauchender Problemstellungen hervorgeht. Mit der Anzahl, der Bildung, der Freiheit, der geistigen Offenheit sowie der Pluralität der Erfahrungshintergründe derer, die in die entsprechenden Suchläufe involviert sind, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die jeweils zukunftsträchtigste Problemlösung gefunden werden kann.

Wie steht es um den Technizismus, den wir hier als eine eigenständige Tradition politischen Denkens in der Schweiz darzustellen versucht haben? Gleich dem liberalistischen Denkstil ist diesem eine aufklärerische Grundintention eigen: Es gilt, mittels technologischer Innovationen die Bedingungen dafür zu schaffen, dass künftig möglichst alle Menschen ein einigermaßen menschenwürdiges Leben führen können. Weil dieses Denkmuster weder eine Konzeption politischer Vergemeinschaftung noch eine Konzeption ökonomischer Allokationsmechanismen zwingend miteinschließt, lässt es sich in gewisser Weise als reduktionistisch bezeichnen.

Die technizistischen Fortschrittshoffnungen gründen wohl nicht zuletzt auf der Pionierrolle, welche die Schweiz im Ingenieurwesen sowie in der industriellen Umsetzung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse vorzuweisen hat. An sie gekoppelt ist ein eigensinniges Sendungsbewusstsein: Wegen der herausragenden technologischen Kompetenz steht die Schweiz in einer besonderen Verantwortung, zur Bewältigung der immensen Herausforderungen beizutragen, die sich einer wachsen-

[341] Hettling (1998b: 259f.).

den Weltbevölkung schon heute stellen und sich in der Zukunft noch radikaler stellen werden. Nicht nur in seinem Willen zur Sendung nach außen, auch in seiner inneren Ausrichtung besitzt das Denken von Schweizer Naturwissenschaftlern und Technikern eine „universalistische" Komponente. Die Ausbildung an den beiden technischen Hochschulen – es handelt sich bei ihnen um die einzigen *nationalen* Hochschulen der Schweiz – orientiert sich bei aller disziplinären Spezialisierung nach wie vor an einem humanistischen Bildungsideal. Bei seiner Gründung im Jahre 1854 wurde dem Polytechnikum in Zürich, der heutigen ETH, eine politisch-geisteswissenschaftliche Fakultät angegliedert, die – so kommentiert Craig – „den angehenden Naturwissenschaftlern und Ingenieuren offenbar einen Grundstock an allgemeinem Kulturwissen vermitteln sollte."[342] Bei dieser institutionellen Ausgangskonstellation sowie bei den frühen Erfolgen in der Realisierung technischer Meisterwerke (Tunnels, Brücken, Bergbahnen, Staudämme usw.) hätte eine historisch-genetische Rekonstruktion des Fortschrittsdenkens von Schweizer Ingenieuren, Technikern und Naturwissenschaftlern wohl anzusetzen.[343]

342 Craig (1988: 149).

343 Zum aktuellen Selbstverständnis der Akteure des technischen Fortschritts siehe Lüthi/Schläppi (1997) sowie die Beiträge in Cyranek/Harabi (1992) und GEP (1994).